Erstes Kapitel.

Alte Erfahrungen über die alte Lehre von dem Danke der Welt.

Die Saison zu Hofgeismar stand in ihrer vollsten Blüte. In dem hübschen, freundlichen Bade herrschte ein größeres und reicheres Leben als in manchen Jahren vorher. Das deutsche Land hatte seit einem Jahre Ruhe; das Volk, befreit von dem fremden Drucke, hatte begonnen, in und zu einem neuen, frischen und freien Leben aufzuathmen. Wenigstens zu einem freien Leben, in der Hoffnung, die ihm dazu gemacht war; und in der Begeisterung, von der damals das Volk, das Throne und Land befreit hatte, noch getragen wurde, war ihm die Hoffnung schon das Leben selbst. Einzelnen war freilich schon nach kaum einem Jahre manche Illusion zerstört worden. Die Menge aber lebte noch in ihrer Begeisterung, in ihrer Hoffnung, in ihrer Freude. So waren auch die deutschen Bäder im Sommer 1816 wieder gefüllt.

Mancher Verwundete und Kranke, der sich seine Wunden und sein Siechthum in den Kämpfen, Schlachten und Strapazen der Feldzüge geholt hatte, war da.

In Hofgeismar war auch wieder der Domherr von Aschen.

Er hatte sein altes Quartier wieder bezogen, die alten Bekannten wiedergefunden; er war schon in Ovelgönne, an der Dahlheimer Sägemühle gewesen; er hatte freilich weder dort noch hier Alles so gefunden, wie die Lieben, die er wiederfand, und wie er selbst es hätte wünschen mögen; aber er selbst hatte sich ja nie die Illusionen gemacht, die jenen jetzt genommen wurden, oder deren Zerstörung sie noch erst fürchteten oder auch nicht fürchteten. Außerdem war er nicht der Mann, den der Verlust einer Hoffnung, auch bei Andern, hätte unglücklich machen können. So lebte er in dem Bade und in seinem alten Quartiere in seiner ruhigen und zufriedenen Weise fort; und er hatte schon vier Wochen so gelebt.

Da sollte ihm doch in seine Ruhe eine Störung hineintreten.

Es war noch ziemlich früh am Morgen, als sein alter Diener ihm einen Brief brachte.

„Von Ovelgönne, Euer Gnaden. Der kleine Bernhard brachte ihn."

„Soll warten!"

Der Bediente ging.

Der Domherr las den Brief.

„Lieber Onkel Florens! Dürfte ich Dich dringend bitten, recht bald zu mir zu kommen; wenn es Dir möglich wäre, noch im Laufe des heutigen Tages. Ich bedarf Deines Rathes, Deiner Hülfe; ich nicht allein. Deine Karoline."

„Hm", sagte der Domherr, „das muß sehr dringend sein, und verzwickt und verzwackt dazu. Das Mädchen hat doch sonst selbst Rath, und auch einen reichen Schatz von Hülfe trägt sie in sich, für sich wie für Andere."

Er klingelte seinem alten Johann.

„Bernhard soll zurücksagen, daß ich komme, gleich nach Mittag. Du kannst mir das Essen eine Stunde früher bestellen und dann den Wagen."

Johann ging wieder.

Er war aber kaum eine Minute fort, als an die Thür geklopft wurde.

„Herein!" rief der Domherr.

Er hätte es nicht zu rufen brauchen. Die Thür war schon aufgemacht, es trat schon Jemand in das Zimmer.

„Guten Morgen, Onkel Florens!"

„Alle Wetter! Guten Morgen, Gisbert! Woher kommst Du denn?"

„Von Göttingen."

„Und was macht Dein Arm?“

„Gut.“

„Und Deine Frau?“

„Ich suche sie.“

„Was? Gisbertine?“

„Ja.“

„Ist sie fort?“

„Ich suche sie ja.“

„Davongelaufen? Wieder einmal?“

„Das vorige Mal war ich gegangen, Onkel Florens!“

„Ja, ja, das eine Mal Du, das andere Mal sie! Eine schöne Ehe! Aber ich hatte es ja vorhergesagt. Auch in Göttingen sah ich es, schon am ersten Tage.“

„Ich auch!“

„Teufel, Bursche — Aber Du suchst sie bei mir?“

„Nachdem ich sie anderswo nicht finden konnte. Sie ist also auch nicht hier?“

„Nein.“

„Und Du weißt nichts von ihr?“

„Kein Sterbenswort.“

„Du hast auch keine Ahnung, wo sie sein könnte?“

„Nicht die allermindeste.“

„Adieu, Onkel Florens!“

„Junge, was fällt Dir ein?“

„Ich will fort, weiter.“

„Deine Frau zu suchen?"

„Ja."

„Aber Du bist ja kaum gekommen!"

„Vor drei Minuten."

„Alle Wetter, Du hast Eile. Aber da fällt mir etwas ein."

„Es betrifft Gisbertine?"

„Ja."

Dem Domherrn war wirklich etwas eingefallen, der Brief Karolinens, dessen dringlicher Inhalt; Karoline hatte auch von Andern geschrieben, die seines Rathes und seiner Hülfe bedürften.

„Gisbertine könnte hier sein", sagte er.

„Hier im Bade?"

„Wenigstens in der Nähe."

„Wo?"

„Ich habe Dir von Ovelgönne und Karoline Lohrmann erzählt —"

„Dort?"

Der junge Freiherr wollte fort.

Der Domherr hielt ihn zurück.

„Junge, welch ein Geist ist denn in Deine träge Natur gefahren? Vor Jahr und Tag, wenn Dir Deine Frau fortgelaufen wäre, wärst Du ihr kaum nachgefahren; und hättest Du es gethan und wärst hierher zu

mir gekommen, Dein Erstes wäre gewesen: Onkel Florens, Du hast noch Platz auf Deinem Sopha da, und nun laß mir einen Kaffee machen. Was ist es denn jetzt mit Dir? Hat sie es Dir endlich angethan, die Gisbertine? Oder was ist es sonst?"

„Du wolltest von Ovelgönne sprechen, Onkel Florens", sagte der junge Freiherr.

„Ich? Ich habe Dir von dort gar nichts zu sagen. Ich habe nur Vermuthungen, und ich fahre heute Nachmittag hin. Da kannst Du mitfahren. Unterdeß erzähle mir."

„Wovon?"

„Von Göttingen, von Gisbertinen."

„Sie konnte es bei mir nicht mehr aushalten."

„Hm, Du nanntest sie ja Deinen Engel."

„Sie war es eine Zeit lang."

„Und sie schwur, es Dir immer zu sein."

„Ja, und ihr Schwur war ihr Unglück."

„Ich hatte es gedacht. Aber erzähle."

„Es stecken zwei Naturen in ihr, Onkel."

„Mein Freund, die stecken in jedem Menschen, nud die eine bekämpft stets die andere."

„So ist es mit Gisbertinen. Ihr Herz ist heute weich wie Wachs und morgen wild wie der Sturm, der durch die Haide fährt."

„Du bist poetisch geworden, wie ich sehe.“

„In der weichen Stunde schwur sie mir. Als dann der Sturm in ihr losbrach, war der Schwur eine Schranke mehr, die durchbrochen, niedergeworfen werden mußte; der Sturm wurde desto wilder, unbändiger.“

„Ich schenke Dir Deine Bilder; erzähle Thatsachen.“

„Die Thatsachen waren einfach. Ich genas schnell unter ihrer Pflege, ihrer Liebe. Ach, Onkel — ja, Onkel, sie war noch nie so liebevoll gegen mich gewesen; sie hatte mir noch nie so ihr schönes, edles Herz, ihren klaren, reichen Geist gezeigt. Und erst jetzt, erst seitdem liebe ich sie, ich kann Dir nicht sagen, wie. Und auch sie mich. Ja, auch sie mich; sie schwur es mir.“

„Ah, noch ein Schwur?“

„Er sprach die Wahrheit, Onkel. Sie war früher auch mit ihrer Liebe in einem steten Kampfe gewesen. Sie lebte jetzt ganz ihr, mir. Da war ich genesen.

„Und wohin nun?“ fragte sie mich.

„Leben wir hier nicht glücklich, Gisbertine?“

„Gewiß.“

„Warum wollen wir denn fort von hier?“

Das war ihr wohl schon zu viel.

„Warum sollen wir bleiben?“ fragte sie.

„Ich sprach ja nicht von sollen, Gisbertine.“

Damit hatte ich Alles verdorben.

„Aber Du meintest es“, rief sie. „Ich soll hier die Studentenfrau spielen.“

„Gisbertine, welch ein Gedanke!“

„Und mit einer Aufwärterin um Deine Liebe rivalisiren! Mit einem leichtfertigen Ding, dem Du, Gott weiß was, in den Kopf gesetzt hast! Denn das Herz des armen Geschöpfs hast Du auch auf Deinem Gewissen. Aber —“

„Gisbertine, Gisbertine, schwurst Du mir nicht —“

„Ha, das ist es! Durch meinen Schwur bin ich Deine Sklavin geworden, meinst Du, bin ich Dir von neuem verkauft, habe ich selbst mich Dir verkauft! Ich lasse mich nicht tyrannisiren.“

Sie sprang auf und verließ das Zimmer.

Ich ging ihr nach. Sie war zu mir in meine Wohnung gezogen. Sie ließ mich nicht zu sich. Sie hatte sich eingeschlossen.

Am Abend wird es vorbei sein, dachte ich.

Ich machte eine Promenade.

Als ich zurückkam, war sie fort, mit Extrapost abgereist; ihre Kammerjungfer, ihre Sachen hatte sie mitgenommen.

Wohin sie war, wußte Niemand.

Sie hatte kein Billet, keinen Gruß für mich zurückgelassen. Sie hatte von Niemand Abschied genommen,

Niemand mehr gesprochen. An Gretchen hatte sie durch ihre Jungfer ein reiches Geldgeschenk geschickt. Zum Dank, daß sie mich so treu gepflegt habe, hatte sie ihr dabei sagen lassen. Ob im Ernst oder aus Ironie? Das arme Ding hatte es als Ernst aufgenommen. Sie weinte bitterlich vor Dank, vor Rührung und vor Scham. Ja, Onkel Florens, auch vor Scham, hauptsächlich vor Scham. Und es war keine Ironie Gisbertinens gewesen, es war, magst Du von ihr sagen, was Du willst, es war ihr edles und klares Herz. Gretchen war auf einmal zur Einsicht, zur Selbsterkenntniß gekommen. Ich war wohl zu freundlich gegen sie gewesen, und da hatte sie sich selbst — nicht ich ihr — etwas in den Kopf gesetzt. Und auch in mir wurde es klarer. Das Mädchen und ich waren uns von dem Augenblicke an fremder geworden. Ihre Mutter brachte mir den Kaffee, ordnete die Zimmer, und ich sah lieber die alte Frau als das Kind. Und als ich dann abreiste, gab ich dem Kinde eine Ausstattung. Ich reiste aber ab, nachdem ich acht Tage vergeblich auf eine Nachricht von Gisbertinen gewartet hatte. So bin ich hier."

„Und mit größerer Liebe im Herzen als früher?" fragte der Domherr.

„Ja!" sagte der junge Freiherr offen. „Erst jetzt liebe ich sie recht."

„Du sagtest es schon. Und ein junges Herz sagt es oft. Aber laß mich an die Phrase eine praktische Frage knüpfen."

„Es ist keine Phrase, Onkel!"

„Um so schlimmer", sagte der Domherr. „Denn was soll nun weiter werden, wenn Du Gisbertine nicht wiederfindest?"

„Ich muß sie wiederfinden — mit Deiner Hülfe, Onkel Florens."

„Hm, und was soll werden, wenn Du sie wiederfindest? So wie sie ist, wird sie Dir noch vielleicht ein halbes Dutzendmal davonlaufen, und so wie Du nun bist, wird Deine Liebe zu ihr heißer und brennender werden, sie aber — ich kenne die Frauen, Gisbert, wenn ich gleich Domherr bin, und ich kann Dir sagen, daß in dem Herzen einer Frau, die ihrem Manne zweimal — Dir zu Liebe will ich dreimal sagen — die also zum dritten Male ihrem Manne entlaufen ist, keine große Liebe zu dem Manne mehr gefunden werden kann; denn in der Bibel steht doch nicht umsonst: Und er soll Dein Herr sein! Die Liebe der Frau muß auf Hochachtung gegründet sein und durch Hochachtung festgehalten werden, und ein Mann, der seine Frau dreimal nicht hat bei sich halten können — soll ich den Schluß vollenden, Gisbert?"

Gisbert antwortete nicht. Er ging mit großen Schritten in dem Zimmer herum.

Der junge westfälische Freiherr, der geborene Erbe eines alten, angesehenen, stolzen Namens, der frühe Erbe und Eigenthümer großer, reicher Güter, war erzogen und gebildet, wie er selbst hatte erzogen und gebildet werden wollen. Strenge war nie an ihn herangetreten, auch bis zu seiner Heirath kein Ernst des Lebens. Da war denn seine in ihrer Anlage bequeme Natur nie aus ihrer Bequemlichkeit herausgetreten, und er hatte die Dinge, die kamen, ohne viel darüber nachzudenken, leicht aufgenommen, wie Bequemlichkeit und Trägheit sie gern aufnimmt. So war er im Jahre 1813 nicht in den Krieg gezogen, als Gisbertine es nicht wollte; so ergriff er im Jahre 1815 die Waffen, als Gisbertine ihn höhnte, daß er in dem ruhigen und sichern Hort seines westfälischen Schlosses bleibe. Das eine wie das andere Mal wollte er eben dem augenblicklich Unangenehmen entgehen, war es ihm unbequem, einen Widerstand entgegenzusetzen. Die Liebe hatte ihn jetzt endlich aufgerüttelt. Er hatte Recht, und es war keine Phrase, er liebte seine Frau erst jetzt mit jener heißen, brennenden Liebe, die nicht träge die Hände in den Schooß legen kann, die immer unaufhaltsam treibt und spornt, bis sie ihr Ziel erreicht. Und diese Liebe hatte ihn sich selbst er-

kennen gelehrt, wie das reiche Geldgeschenk das arme Gretchen.

„Onkel“, rief Gisbert, „ich muß Gisbertine wiederfinden. Jetzt nur das!“

„Jetzt werden wir zuerst zu Mittag essen“, sagte der Domherr.

Der lebhafte Domherr und der bequeme junge Freiherr hatten ihre Naturen oder ihre Rollen gewechselt.

Sie aßen aber doch noch nicht sogleich zu Mittag.

„Onkel Florens“, sagte der Neffe, „es ist noch ein anderer armer Teufel hier, dem die Frau entlaufen ist.“

„Was geht das mich an?“

„Mahlberg.“

„Ah, ah, und was will er?“

„Das wird er Dir selbst sagen.“

Der junge Freiherr ging, und nach wenigen Minuten trat der Freund herein, der mit ihm von Göttingen gekommen war.

Er und der Domherr begrüßten sich schweigend. Der Domherr kannte ja das ganze schwere Leid des braven Mannes.

Der Regierungsrath Mahlberg war der kurz und schnell entschiedene Mann.

„Herr Domherr, Sie haben sich meiner Frau angenommen. Meinen Dank dafür habe ich Ihnen schon

ausgesprochen. Darf ich mir jetzt eine Bitte an Sie erlauben?"

„Theilen Sie sie mir mit, braver Freund."

„Sie ist die, mir den Aufenthalt meiner Frau zu nennen. Sie verweigerten es mir bisher."

„Warum wollen Sie ihn wissen?"

„Ich muß mich mit meiner Frau in Verbindung setzen."

„Mündlich oder schriftlich?"

Mahlberg sann nach. Er hatte die Frage wohl nicht erwartet.

„Briefe könnte ich besorgen", warf der Domherr unterdeß hin.

„Mündlich", sagte Mahlberg.

„Nein", war die kurze Antwort des Domherrn.

„Es ist nothwendig, Herr Domherr."

„Für wen?"

„Für meine Frau wie für mich."

„Hm, mein Freund, beantworten Sie mir eine Frage. Sie lieben Ihre Frau noch?"

„Ja."

„Und was soll nun werden, wenn Sie Ihre Frau wiedersehen?"

„Ich habe ihr Vorschläge für unsere beiderseitige Ruhe und Zukunft zu machen."

„Aber was soll dann werden? frage ich. Ehe Sie mir darauf antworten, noch eins. Ihre Frau liebt auch Sie noch."

Mahlberg nickte stumm.

„Und nun, wenn Sie sie wiedersehen, können zwei Dinge passiren, nur die zwei. Sie nehmen Ihre Frau wieder auf oder Sie nehmen sie nicht wieder auf. Wozu sind Sie entschlossen?"

Mahlberg wollte sofort antworten; sein Entschluß schien hier festzustehen.

Der Domherr kam ihm zuvor.

„Ueberlegen wir. Wenn Sie sie nicht wieder aufnehmen, warum dann ein Wiedersehen, eine Entsagungsscene, die Ihnen beiden das Herz brechen muß? Ihre Frau — ich sah sie noch vor acht Tagen — lebt jetzt ruhig in dem Gedanken der unabweisbaren Nothwendigkeit der Trennung von Ihnen. Ein Wiedersehen, zumal wenn es von Ihrer Seite ausginge, würde ihre Ueberzeugung von dieser Nothwendigkeit erschüttern, ihr ihre Ruhe nehmen. Wollen Sie sich aber wieder mit ihr vereinigen, dann würden zwei schwere Fragen eintreten. Zuerst würde man Sie nach den Standesbegriffen von der Ehre aus dem Offizierstande ausstoßen. Würde ein so tapferer Offizier das verschmerzen können? Aber es wäre das geringere Uebel. Das weit größere und schwerere

wäre, Ihre Frau würde Ihre Sklavin werden, und das steht weder in der Bibel, noch taugt es im Leben. Jetzt antworten Sie mir."

Aber jetzt antwortete Mahlberg nicht.

Er war wohl mit seinem Entschlusse fertig gewesen; aber manche Menschen fassen Entschlüsse, ohne vorher Alles reiflich zu überlegen; brave Menschen können aber nachher, auch wenn sie die festesten und entschiedensten sind, bei einer bessern Ueberzeugung auch andern Sinnes werden.

„Herr Domherr", sagte Mahlberg, „darf ich jetzt eine andere Bitte an Sie richten?"

„Heraus damit!"

„Ich wollte meiner Frau die gerichtliche Scheidung vorschlagen. Diese sollte in der Art stattfinden, daß meine Frau nicht compromittirt würde und daß sie zugleich immer rechtlich von mir ihr standesmäßiges Auskommen erhielte. Dazu müßte ich für den schuldigen Theil erklärt werden, und hierfür müßten vorher bestimmte Verabredungen zwischen uns stattfinden. Das sollte der Zweck meines Wiedersehens mit ihr sein. Wollen Sie die Güte haben, die Unterhandlung darüber mit ihr zu führen?"

Der Domherr war verlegen geworden.

„Hm, hm, lieber Herr, das ist ein verzweifeltes Ansinnen. Ich bin Geistlicher. Die Kirche sieht die Ehe

als ein Sakrament an, als etwas Unauflösliches. Und ich soll Ihr Scheidungsagent werden!"

„Meine Frau und ich sind protestantisch, Herr Domherr!"

„Alle Wetter, desto schlimmer! Nur bei Euch eben kann die Ehe getrennt werden, nicht bei uns. Und doch ist auch Eure Ehe eine christliche. Und eine christliche Ehe soll nicht getrennt werden."

„Auch nicht, wenn sie schon innerlich getrennt, zerrissen, nichtig ist?"

„Redensarten! Wer kann das sagen? Wer kann sich vermessen, das zu sagen? In der Schweiz haben sie ein Strafgesetzbuch, in dem steht: Ein unverbesserlicher Dieb soll gehängt werden. Heißt das etwas? Welcher Mensch ist unverbesserlich? Welcher Richter will da einen Mord auf sich nehmen? Ja, ja, einen Mord!"

Der Domherr hatte sich fast in Eifer geredet. Der Grund?

„Herr Domherr", sagte Mahlberg, „Sie sprachen es vorhin selbst aus, daß meine Frau und ich niemals wieder als Ehegatten zusammenleben könnten, leben dürften!"

„Ich war ein Narr!" rief der Domherr.

Damit hatte er freilich seine geistliche Ueberzeugung gerettet. Denn diese und nicht seine äußerliche kirchliche Stellung war es bei dem braven, ehrlichen Mann, was

ihn in den Conflict mit sich selbst gebracht hatte. Aber er wußte diesen zu lösen.

„Ich will mit Ihrer Frau sprechen", sagte er.

„Und ihr Alles sagen, was ich Ihnen sagte?"

„Zum Kukuk, ja. Aber auch Alles, was ich Ihnen sagte!"

„Sie sind ein Mann von Ehre und Gewissen, Herr Domherr!"

„Hm, hm, Gewissen?"

„Aber nun noch eine Bitte, Herr Domherr."

„Noch eine?"

„Nennen Sie mir jetzt den Aufenthalt meiner Frau. Ich will sie nicht sprechen. Ich möchte sie nur sehen, nur noch einmal."

„Ohne daß sie Sie sieht?"

„Ich verspreche es Ihnen."

„Hm, wir sind alle schwache Menschen. Ihre Frau ist hier in der Nähe, in Ovelgönne. Ich muß heute Nachmittag mit dem Gisbert hinfahren. Wollen Sie uns begleiten?"

„Ich werde zum Abend nachkommen."

„Sie haben Recht; es ist sicherer. Aber zu Mittag essen Sie mit uns."

Das nahm Mahlberg an.

„Noch eins", sagte der Domherr. „Hinter dem Herren=

hause zu Ovelgönne liegt ein Garten, hinter dem Garten ein Birkenwäldchen. Seien Sie, wenn es völlig dunkel geworden ist, in dem Wäldchen. Sie werden es schon finden."

„Sie wollen?" fragte Mahlberg.

„Ihnen nichts versprechen."

Sie aßen zu Mittag. Dann fuhren der Domherr und der Neffe nach Ovelgönne.

„Aber, Gisbert", sagte der Domherr unterwegs, „hatte Gisbertine in der Sache nicht Recht?"

„Was willst Du damit sagen, Onkel?"

„Daß sie keine Studentenfrau spielen wollte!"

„Ich will ihr ja Alles abbitten, wenn ich sie nur wiederfinde."

„Hm, Gisbert, um sie dann schon nach drei Tagen wieder in die Flucht zu jagen? Gisbertine ist eine kleine Widerbellerin, wie Du ihr ja schon vor der Hochzeit gesagt hattest. Durch solches Abbitten würdest Du sie am wenigsten zähmen."

„Muß sie gezähmt werden, Onkel?"

„Ich denke, Du hattest ihr auch das schon gesagt."

„Ja. Aber jetzt —"

„Sei es nicht mehr nöthig, meinst Du? Jetzt müßte es erst recht sein. Aber ich will Dir etwas sagen. Eine Frau, die beste wie die schlechteste, zähmt kein M

wenn sie sich nicht selbst zähmt. So wird es auch mit Deiner Frau sein, sie wird sich selbst zähmen."

„Aber wann wird das sein?"

„Wenn es auch in ihr zum Durchbruch kommt, wie es jetzt bei Dir dazu gekommen ist."

„Du meinst, wenn sie mich so recht liebte, wie ich sie jetzt liebe."

„Das meine ich nicht. Sie liebte Dich, wie nur ein Herz lieben kann; das sah man in Göttingen. Aber der Durchbruch kommt in dem einen Menschen so, in dem andern anders."

„Und wie in Gisbertinen?"

„Wer kann ein launenhaftes Weib messen?"

„Aber heilen kann die Liebe sie!"

„Wieder eine Phrase!"

„Du kennst die Liebe nicht, Onkel Florens!"

„So, Bursche? Du meinst, weil ich dieses Kreuz trage?"

Gisbert hatte nach dem Kreuze des Domherrn geblickt.

„Wer nimmt sein Kreuz auf sich? Wer nahm das Kreuz auf sich, das uns das Symbol des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, vor allem der Liebe ist? Hat je einer [illegible]r geliebt?"

D[illegible]se wollte den Onkel auf die Worte ansehen.

Der Domherr fuhr wieder ruhiger fort:

„Aber ich will Dir etwas Anderes sagen. Es gibt ein Universalheilmittel für Frauen in der Welt; das ist die Liebe der Mutter. Durch Herz und Mund und Augen der Kinder spricht Gott. Ob freilich auch bei ihr?"

„Wie?" rief Gisbert. „Wie, Onkel Florens?"

„Was macht Dein Freund Franz Horst?" fragte der Domherr.

„Onkel —"

„Was macht Franz Horst?"

„Er studirt fleißig."

„Er ist ein Prachtmensch."

„Und er wird seine Carrière machen, Onkel Florens; aber —"

„Mein Freund, seit wann machen Prachtmenschen bei uns eine Carrière? Was wird zum Beispiel aus dem braven Mahlberg werden?"

„Onkel Florens, Du sprachst ein Wort aus —"

„Ja, Freund Gisbert, das aber auf den armen Mahlberg nicht paßt. Ihn rettet gar nichts mehr, keine Liebe, keine — aber was ist denn das?"

„Ein allerliebstes hübsches Mädchen, Onkel Florens."

„Und wahrhaftig, es ist die Braut."

„Welche Braut, Onkel?"

Der Domherr antwortete nicht.

Ein allerliebstes hübsches Mädchen ging auf der Landstraße vor ihnen her. Sie trat zur Seite, den Wagen vorbei zu lassen. Da hatte der Domherr sie erkannt.

„Halt, Kutscher!" rief er.

Der Kutscher hielt.

„Wohin des Weges, Mamsell Henriette?" fragte der Domherr das Mädchen.

Auch sie erkannte ihn.

„Nach Ovelgönne, Euer Gnaden."

„Ei, da fahren Sie mit uns. Gisbert, steig' aus. Hilf der Mamsell in den Wagen."

Der junge Freiherr mußte aussteigen.

„Ich bitte", sagte er zu dem Mädchen.

Er sagte es etwas vornehm, sauersüß.

Das Mädchen, wie allerliebst hübsch er selbst es gefunden hatte, sah nur aus wie etwa eine Kammerjungfer oder Kellnerin oder dergleichen. Und er war doch immer der vornehme westfälische Edelmann. Aber sein Onkel hatte befohlen.

Die Kellnerin war glühend roth geworden.

„Es paßt sich nicht für mich!" sagte die Glut ihres frischen Gesichts.

„Keine Umstände!“ rief der Domherr. „Oder soll ich selbst aussteigen und Sie hereinholen?“

Sie machte keine Umstände mehr.

„Und hierher an meine Seite!“ sagte der Domherr. „Du setzest Dich auf den Rücksitz, Gisbert.“

Auch das mußte so geschehen.

Als der Wagen dann weiter fuhr, beantwortete der Domherr die Frage seines Neffen. Aber noch nicht sogleich.

„Mein Neffe Gisbert von Aschen“, stellte er zuerst diesen dem Mädchen vor.

Und darauf sagte er: „Mamsell Henriette Brand, Kellnerin in der Dahlheimer Sägemühle und —“

Dem jungen Freiherrn gab es doch einen kleinen Stich.

„Also in der That eine Kellnerin!“ sprach die Röthe, die jetzt seine Wangen färbte, die Röthe eines kleinen Verdrusses.

„Und“, fuhr ruhig der Domherr fort, „die Braut eines Kameraden von Dir, des Lieutenants Becker von Deinem Regimente.“

Da war der junge Freiherr doch überrascht und freudig überrascht.

„Louis Becker ist Ihr Bräutigam, Mamsell? Mein lieber Freund Louis Becker?“

Die Kellnerin wurde nicht wieder roth. Ihre klaren Augen glänzten so glücklich.

„Sie kennen ihn, Herr Baron?"

„Wer kennt und liebt nicht den tapfern und treuen Kameraden? Wer in meinem ganzen Regimente wird es jemals vergessen können, wie es öffentlich auf der Parade bekannt gemacht wurde, daß der Feldmarschall ihn auf dem Schlachtfelde wegen seines besondern Muthes zum Offizier ernannt habe? O Mamsell, die Freude, den Triumph aller hätten Sie sehen, das allgemeine Hurrah hätten Sie hören müssen!"

Konnte eine Braut stolzer und glücklicher werden, als die hübsche Kellnerin es war?

„Louis wird sich sehr freuen, den Herrn Baron zu sehen", sagte sie. „Er kommt auch heute nach Ovelgönne."

„Hm, Mamsell Jettchen, Sie haben ein Rendezvous mit ihm?"

Der Domherr fragte es.

„Die Mamsell Lohrmann hat uns beide eingeladen", antwortete das Mädchen.

Der Domherr war aufmerksam geworden.

„Auf heute?" fragte er.

„Zum Tanze!"

„Alle — zum Tanze?"

„Es ist heute Erntefest auf Ovelgönne.“

Der Domherr war nachdenklich, ernst geworden. Sein Blick war fast trübe, wie von einer alten Erinnerung.

Er suchte sie zu verdrängen.

„Hm, hm“, sagte er für sich, „dazu hätte sie auch mich eingeladen? So dringend? Zum Erntefest, zum Tanzen bedarf sie meines Rathes, meiner Hülfe?“

Dann hatte er seinen Humor wieder.

„Da leugne einer den Teufel und die Erbsünde! Soll ich mich nicht freuen, daß das brave Kind, anstatt Noth und Sorge, in der sie meiner Hülfe bedürfte, Erntefest und Tanz bei sich hat?“

Ovelgönne lag vor ihnen.

Fröhliche Tanzmusik tönte ihnen von dem Gehöfte entgegen.

Die Pferde liefen rascher dem Gute zu.

Der Wagen hielt vor dem alten Herrenhause, dem alterthümlichen und wunderlichen, aber um so beredtern Zeugen der Pietät seiner Herrin gegen ihre Vorfahren.

Es lag mit seinen grauen Mauern von rohen Feldsteinen, mit seinen schmalen, sparsam im Zickzack zerstreuten Fenstern darin, mit seinem häßlichen dicken runden Thurme noch ganz so da wie vor einem Jahre, da der Domherr die Frau Mahler hingebracht hatte, und wie vielleicht schon vor ein paar hundert Jahren.

Es herrschte aber auch noch überall, am Hause wie in dem ganzen Ovelgönner Thal jene Ordnung, jene Sauberkeit, jenes ganze wohlthuende Wesen einer großen, geregelten, von einer sichern und tüchtigen Hand geleiteten Gutswirthschaft, die damals den Domherrn mit Stolz hatten sagen lassen: „Meine Karoline ist hier Herrin!"

Nur jene Stille war heute nicht da. Den Festtag des Gutes kündigten Tanzmusik, Gläserklingen, Scherzen, Lachen und Singen an.

Es war das Alles hinter dem Herrenhause. Die Wirthschaftsgebäude lagen dort im Viereck um einen weiten Hof herum.

Das Herrenhaus selbst lag doch still da.

„Sollte hier dennoch Angst und Sorge sein, in denen ich rathen, helfen müßte?" fragte sich der Domherr.

Er verließ mit seinen beiden jungen Gefährten den Wagen.

Der Wagen hatte an dem alten dicken Thurme gehalten, durch welchen der Eingang in das Haus führte.

Karoline Lohrmann, die Herrin hier, kam ihnen entgegen; an ihrer Seite ging ihr Bräutigam.

Auch Karoline war noch, wie vor einem Jahre, so schön, so frisch, so anmuthig. Es war nichts eigentlich Besonderes an ihr, aber ihr ganzes Wesen war etwas Besonderes; es war jene wunderbare, aber seltene volle

Uebereinstimmung der Reinheit und des Adels in den Körperformen mit der sichern und edlen Ruhe eines klaren Geistes und eines reinen Herzens. So war sie immer; so war sie auch heute.

Doch der scharfe Blick des Domherrn schien heute etwas an ihr zu vermissen; in ihrem klaren Auge schien ihm ein leichtes Wölkchen, auf ihrer reinen Stirn ein leiser Schatten zu liegen. Er wollte sie darauf ansehen.

Sie stellte ihm ihren Bräutigam vor.

Und das Auge des Domherrn ruhte mit Wohlgefallen, fast mit Ueberraschung auf der kräftigen, imponirenden Gestalt, auf den markigen und edlen Zügen des Mannes, der so einfach in seinem Bürgerrock und ohne Orden und Ordensband vor ihm stand und doch in seiner Gestalt, in seiner Haltung, in seinem Blick, ohne daß er es wollte, den tapfern Soldaten, den heldenmüthigen Vertheidiger des Vaterlandes zeigte.

„Mein Bräutigam!“ hatte Karoline nur gesagt.

Der Domherr ergriff seine Hand.

„Seien Sie mir herzlich gegrüßt — nein, nein, lassen Sie es mich Ihnen sogleich und geradezu heraussagen, wie ich mich freue, daß das liebste Herz, das ich auf der Welt habe, einen so braven Mann gefunden hat.“

Er stellte dann seinen Neffen vor.

„Ja, ja, Gisbert, mein Junge, ich habe Dich lieb;

Du weißt es, wie manchen dummen Streich ich Dir nachgesehen habe. Aber meine Karoline hier — doch vergessen wir ein anderes braves Kind nicht, unsere reisende Henriette. Henriette Brand, mein Herr Obrist-lieutenant, die Braut des Lieutenants Becker vom fünfzehnten Landwehrregiment, wenn Sie von ihm gehört haben."

„Die Braut Becker's, meines lieben, theuren Freundes?" rief der Obristlieutenant.

Und er hatte beide Hände des Mädchens gefaßt, und Henriettens reizendes Gesicht wurde noch einmal von jener schönen Glut des Glückes, des Stolzes und der Verwirrung übergossen.

Karoline aber nahm sie in ihren Arm und küßte sie, um sie der Verlegenheit zu entziehen.

Dann erst näherte sie sich dem jungen Freiherrn, um ihn in ihrem Hause willkommen zu heißen.

„Herr Baron —" begann sie.

Aber der Domherr unterbrach sie.

„Gebt Euch die Hände; seid Geschwister. Ich hatte einmal an etwas Anderes mit Euch beiden gedacht, aber der liebe Gott hat es für Dich, meine Karoline, besser gemacht, und was den Gisbert betrifft — hm, seine Kinder wären nicht stiftsfähig geworden."

Sie gingen in das Haus.

Auf dem Wege schüttelten auch der Obristlieutenant und der junge Freiherr einander die Hände. Sie kannten einander nicht, aber sie konnten sich erzählen, wie sie in demselben Schlachtgewühl gestanden und gekämpft hatten.

„In Dein Stübchen!“ hatte der Domherr auf der Treppe die Herrin des Hauses gebeten.

„Gewiß, Onkel Florens. Ich weiß es ja, wie gern Du da bist.“

Auch in dem Stübchen Karolinens war es wie vor einem Jahre, und der Domherr hatte es wohl schon vor langen Jahren so gekannt.

„Ah“, sagte er wieder still für sich, und er sah sich jede Stelle nnd jedes Möbel darin an und trat wieder an das Fenster und sah lange hinaus, und als er sich dann wieder umwandte, drückte er, wie dankbar, Karolinen die Hand und sagte leise zu ihr:

„Du läßt es auch ferner hier so, wie es war?“

„Immer, solange ich lebe, Onkel Florens.“

Dann hatte er eine Frage an sie.

„Betraf Dein Billet etwas Unangenehmes?“

„Ich hoffe, es war nichts“, sagte sie.

„Du hoffst?“

„Nachher, Onkel Florens.“

Er hatte noch eine Frage.

„Ist Gisbertine hier?"

Sie sah ihn verwundert an.

„Nein, Onkel."

„Du hast auch keine Nachricht von ihr?"

„Nicht die geringste."

Die Augen des jungen Freiherrn waren dem Domherrn und Karolinen gefolgt.

„Es ist nichts", antwortete ihm ein Blick des Domherrn.

Gisbert sah still vor sich hin.

Dem Domherrn fehlte noch etwas.

„Ich sehe die Frau Mahler nicht, Karoline."

„Nachher!" nickte sie ihm zu.

Ihr Blick schien trübe geworden zu sein.

Da mußte er sie doch noch fragen.

„Betraf Dein Billet an mich sie?"

Sie schüttelte den Kopf.

Er fragte nicht mehr.

Sie durften in dem Zimmer Karolinens nicht lange bleiben.

„Man erwartet uns auf dem Tanzplatze", sagte die Hausherrin. „Seit einer Stunde sind die Leute dort versammelt. Sie wollten nicht tanzen, bis ich mit Friedrichs unter ihnen sei und mit ihnen tanze; es sei so Sitte. Ich ließ ihnen sagen, daß ich auf meine eingeladenen

Gäste warten müsse. Sie gaben sich zufrieden. Jetzt müssen wir aber zu ihnen. Und Du führst mich hin, Onkel Florens, wie in frühern Jahren?"

„Wenn kein Einspruch geschieht!" sagte der Domherr.

„Einspruch? Ich soll ja hier die Herrin bleiben!"

Die Herrin des Hauses lächelte bei den Worten, aber durch ihr Lächeln zog sich ein leiser Schmerz.

Dann auf einmal ergriff sie die Hand ihres Bräutigams und drückte sie herzlich und blickte ihm mit dem vollsten Ausdrucke der Liebe in das Gesicht.

Der Obristlieutenant küßte ihre Hand.

Sie gingen zu dem Tanzplatze.

Der Domherr führte Karolinen, der Obristlieutenant die Kellnerin.

Aber als sie auf dem Platze ankamen, mußte der Domherr doch wieder die Braut dem Bräutigam abtreten.

Das weite Viereck, um welches die Hof- und Wirthschaftsgebäude des Gutes Ovelgönne lagen, war fast gefüllt mit fröhlichen Menschen. Alle Dienstboten und Arbeitsleute des Gutes, alle Dienstleute des Thals, die im Laufe des Jahres auf dem Gute oder für das Gut gearbeitet hatten, waren nach alter Sitte heute Gäste des Erntefestes; wer Frau und Kinder hatte, hatte Frau und Kinder mitgebracht.

In der Mitte des Platzes war ein großes Zelt aufgerichtet; unter ihm tanzte die Jugend. Die Kinder sahen zu.

Rund umher saßen die Andern an langen Tischen, bei vollen Bierfässern.

Als die Herrin mit ihrer Gesellschaft erschien, erhoben sich alle, die Musik verstummte, der Tanz hörte auf.

Eine fast feierliche Stille herrschte auf dem ganzen Platze.

Der älteste der Männer und die älteste der Frauen, die da waren, schritten auf die Herrin zu. Der alte Mann wollte eine Ansprache an sie halten.

„Aber an Sie und Ihren Herzliebsten, Mamsell!“ sagte er.

Da mußte der Domherr den Arm Karolinens in den des Obristlieutenants legen.

Und der alte Mann fuhr nun fort:

„Mamsell, diese alte Frau hat seit fünfundsiebzig Jahren die Welt gesehen und ich trage an meinen achtzig Jahren. Wir sind beide grau und alt auf diesem Hofe geworden, es ist uns immer gut hier ergangen. Das haben wir früher Ihren Aeltern und Großältern gedankt, und in unsern alten Tagen danken wir es

was wir Ihnen danken, danken Ihnen alle

die Leute, die hier bei uns stehen, und in unserm und ihrer aller Namen wollten wir Ihnen wünschen, Mamsell, daß Sie und Ihr Herzliebster so alt werden möchten wie wir beiden Alten, und daß der Himmel Sie immer möge gesund und zufrieden erhalten und Ihren Ehebund segnen mit Kindern und Kindeskindern! Und nun Vivat hoch unsere Mamsell und ihr Liebster!"

Und „Vivat hoch!" riefen sie alle auf dem weiten Platze, daß es kein Ende nehmen wollte, und die Musik spielte ihren Tusch und die Gläser erklangen an allen Enden.

Karoline aber mußte weinen, und sie wandte sich nicht ab, um es zu verbergen, und der Domherr sagte triumphirend zu ihr:

„So recht, Du Engelskind! Du gehörst nicht zu den weichmüthigen Naturen, denen die Thränen lose sitzen; wenn Du weinst, dann darf man es sehen."

Aber durch ihre Thränen hatte sie einen fast scheuen Blick auf ihren Bräutigam werfen müssen, und der Obristlieutenant mußte die Augen niederschlagen, als wenn er mit sich kämpfe und der Kampf ihn verlegen mache.

„Was haben die Beiden?" fragte sich der Domherr.

Zu Karolinen trat dann einer der Knechte, der gewandteste der Tänzer und der schmuckste der jungen Burschen; seine Brust zierte die Kriegsmedaille und das

eiſerne Kreuz; er hatte zu den tapfern weſtfäliſchen Land-
wehrmännern gehört, deren ſo viele das eiſerne Zeichen
ihres Muthes in die Heimat zurückbrachten.

„Kann ich die Ehre haben, Mamſell?“ bot er ihr
ſeinen Arm an.

Sie legte glücklich den ihrigen hinein.

Ein Mann in reifern Jahren mit der Kriegsme-
daille — eine gewiſſe Würde zeigte den Unteroffizier der
Landwehr — näherte ſich mit der ſchönſten Dirne des
Hofes dem Obriſtlieutenant.

„Zu einem andern Tanze als vor einem Jahre mit
den Franzoſen, Herr Obriſtlieutenant!“

Der Obriſtlieutenant folgte mit dem ſtolzen Mädchen
dem erſten Paare.

Der junge Freiherr ſah ſich nach der hübſchen Kell-
nerin um.

„Mamſell Henriette!“ bat er.

Aber ſie hörte ihn nicht.

Der Domherr lachte.

„Gib Dir keine Mühe, mein Junge; Du kommſt zu
ſpät.“

Die hübſche Kellnerin hatte nach dem Herrenhauſe
zurückgeblickt, und ihre Augen hatten einen jungen Mann
geſehen, der von da näher kam, eilig, als wenn er fürchte,
[illegible]rſpäten; und wer das ſtrahlende Geſicht der Kell-

nerin sah, der konnte nicht einen Augenblick zweifelhaft darüber sein, wer der hübsche, behende junge Mann mit dem kecken Gesichte, den blitzenden Augen, den krausen schwarzen Haaren sei, der sich da nahte, und was er dem Mädchen sei. Auch der Domherr hatte es gewußt.

Als er näher kam, flog er auf sie zu.

„Jettchen, mein Jettchen!"

Er hatte ihre beiden Hände gefaßt; aber er hatte nicht genug daran; seine Lippen wollten sich auch den ihrigen nahen.

Das war freilich ihr zuviel, vor allen den Leuten, vor dem vornehmen Domherrn, dem jungen Freiherrn.

„Aber Louis!" sagte sie.

Da sah Louis Becker auch etwas Anderes als die Geliebte.

Und der junge Freiherr sah auch ihn und rief:

„Du bist es, alter braver Kamerad Becker?"

„Und Du, alter Freund Aschen?" rief der Andre zurück. „Ja, ja, wir hatten uns beide bisher nur in der Uniform gesehen. Und — alle Wetter, die Uniform machte uns gleich. Wir waren also etwas Anderes, als wir jetzt sind, und ein Kellner und ein Freiherr —"

„Können beide ein paar große Narren sein", fiel der Domherr ein. „Und wenn Ihr das nicht seid, dann —"

Aber sie ließen ihn nicht ausreden.

„Können treue Freunde bleiben!“ sagte der junge Freiherr.

Und die beiden treuen Freunde lagen sich in den Armen.

Louis Becker sagte dann:

„Und nun sollst Du auch mit meiner Braut tanzen. Wie ich Dich nicht erkannte, wollte ich Dir zuvorkommen.“

Da mußte aber doch der junge Freiherr lachen, wie wenig Lachen auch in seinem Herzen wohnen mochte.

Er hatte die hübsche Kellnerin angesehen. Sie machte zu den Worten ihres Bräutigams ein fast trauriges Gesicht.

Alle Eitelkeit, aller Stolz mußte in ihrem braven Herzen vor der Liebe zurücktreten.

„Nachher!“ sagte der junge Freiherr.

Und das schmucke Paar eilte glücklich und fröhlich dem Tanzplatze zu.

Der Domherr und sein Neffe standen allein.

„Hm, und wir beiden?“ fragte der Domherr.

„Ich ziehe weiter, Gisbertine zu suchen.“

Du wirst hier bleiben und tanzen.“

„Ich tanzen?“

„Ja, mit den Bräuten Deiner Kameraden. Und auch mit einer Frau.“

Gisbert sah den Domherrn fragend an.

„Die Frau Mahlberg's ist hier, und ich will sie Dir holen."

Der Domherr wollte gehen.

Er wurde aufgehalten. Die alten Leute auf dem Platze waren auf ihn zugetreten, umringten ihn, begrüßten ihn. Sie kannten ihn alle seit vielen Jahren. Sie hatten eine herzliche Freude, ihn wiederzusehen, und er freute sich wie sie.

Mit seiner herzlichen Freude ging er dann zu dem Herrenhause.

„Hm", sagte er im Gehen, „hat denn das Glück oder das Unglück mehr Freude in seinem Schooße? Wie waren wir hier unglücklich! Sie, ich! Sie ruht; der stille Friede der Seligen umgibt sie. Und sie hatte noch die Freude, die schöne Entwicklung ihres lieben Kindes zu sehen. Und das Kind ist dieser Engel geworden, und ich habe diese reine Freude an ihr, an Allem hier. Und hat nicht jenes Unglück dies Alles geboren? Wäre sie denn, die arme Therese, mit mir so glücklich geworden, wie wir es träumten? In ganz andern Verhältnissen, für die sie nicht geboren, nicht erzogen war? In einem fremden Lande? Unter andern Menschen, die sich über sie stellten, die sie gar als einen fremden Eindringling glaubten hassen zu müssen? Und Karoline? Was

wäre ich, wenn sie nicht wäre? Für sie allein gebe ich alle Freude hin, die mir hätte werden können, die ich träumte, hoffte. — Hm, da kann ja auch die arme Frau, zu der ich jetzt gehe, künftig noch Glück und Freude erleben. Der Leiden hat sie wahrhaftig genug gehabt, und sie hat sie noch immer. Und auch Gisbert und Gisbertine? Aber haben die denn wirkliche Leiden, wirkliches Unglück? Findet denn nicht die eine in ihren Launen, in ihrem Trotz gerade ihr Glück, ihre Befriedigung? Und er? Läßt denn sein bequemes Wesen ihn zum rechten Schmerze gelangen? Er sei zum Durchbruch gekommen, meint er —"

Er wurde noch einmal aufgehalten.

Er war um das Herrenhaus herumgegangen, um von vorn auf dem gewöhnlichen Wege durch den runden Thurm hineinzutreten. Als er die Vorderfronte des Hauses erreicht hatte, sah er den Burschen, der ihm am Morgen den Brief Karolinens nach Hofgeismar gebracht hatte, aus einer Seitenschlucht des Thals auf das Haus zukommen. Der Bursche ging eilig, und als er den Domherrn sah, winkte er diesem, als wenn er ihm etwas Dringliches mitzutheilen habe. Der Domherr blieb stehen, ihn zu erwarten.

Der Bursche war Bernhard Henke, der Sohn der armen Bauersleute in Niederhelmern, der Führer der

Schmuggler, der in jener Nacht vor etwas länger als einem Jahre durch einen Schuß der Grenzsoldaten in der Schulter verwundet und fast sterbend von dem Domherrn und Karoline Lohrmann aufgenommen und nach Ovelgönne gebracht worden. Er war dort unter der sorgsamsten Pflege genesen und seitdem dageblieben.

Der kluge und gewandte Knabe hatte sich schon, wie er kaum wieder von seinem Krankenlager sich erheben und im Hause herumgehen konnte, so anstellig gezeigt und war Jedermann im Hause so zur Hand gegangen, daß man, als er völlig wiederhergestellt war, meinte, er sei unentbehrlich auf Ovelgönne. So war er geblieben, hauptsächlich als Diener Karolinens und der Frau Mahler. Einen ganz besonders anhänglichen Eifer hatte er aber immer für die stille, leidende Frau und ihr Kind an den Tag gelegt; er hatte tausend Gefälligkeiten für beide.

Er war kein Knabe mehr; er zählte bald seine siebzehn Jahre, und wenn er auch nicht groß war, so verrieth sein schlanker Körper in allen seinen Bewegungen eine für sein Alter ungewöhnliche Kraft der Sehnen und Muskeln, und dabei hatte er das kluge Gesicht.

Er kam bei dem Domherrn an.

„Euer Gnaden, im Walde ist eine Dame, die Sie zu sprechen wünscht."

„Eine Dame, Bursche?"

„In einem Wagen, Euer Gnaden."

„Wie sieht sie aus?"

„Eine sehr schöne junge Dame. Ich habe sie schon einmal bei Euer Gnaden gesehen."

„Wo?"

„Auf der Dahlheimer Sägemühle, im vorigen Sommer."

„Gisbertine?" fragte sich der Domherr. „Sie muß es sein. — Führe mich zu ihr."

Er gab seinen Gang zu der Frau Mahler auf und folgte dem Burschen quer durch das Thal in den gegenüberliegenden Wald.

Unterwegs erzählte der Bursche.

Er hatte seinen Botengang nach Hofgeismar an den Domherrn dazu benutzt, auf dem Rückwege einen Abstecher nach Niederhelmern zu machen, um seine Mutter und Geschwister zu besuchen. Auf dem Wege von da nach Ovelgönne war es ihm, als er in die Nähe des Ovelgönner Thals kam, aufgefallen, das Rollen eines Wagens zu hören, der aus dem Thale in einem alten Holzwege in den Wald fuhr. Er war darauf zugegangen. Mitten zwischen den Bäumen hatte der Wagen gehalten. Er hatte nur die schöne junge Dame darin gesehen. Sie hatte mit dem Kutscher gesprochen. Auf einmal hatte sie ihn gesehen und herbeigerufen und nun ihm den Auftrag gegeben, den wohl der Kutscher hatte ausführen sollen.

„Bist Du bekannt in Ovelgönne?“

„Ich bin Diener dort.“

„Desto besser. Der Domherr von Aschen ist dort Du kennst ihn?“

„Ich kenne ihn.“

„Gehe hin und bitte ihn hierher zu mir. Ich lasse ihn dringend bitten; ich habe ihn nothwendig zu sprechen. Aber noch eins, ich lasse ihn bitten, ganz allein zu mir zu kommen; und auch Du sprichst nur mit dem Domherrn und sagst keinem Menschen, was Du hier gesehen hast. Du siehst mir treu und ehrlich aus; ich verlasse mich auf Dich. Hier hast Du zur Belohnung einen Thaler.“

Sie hatte ihm einen Thaler gegeben; er hatte den Domherrn gerufen.

„Gisbertine!“ bestätigte sich der Domherr. „Sie ganz und gar! Ob ich umkehre und den Gisbert mitnehme?“

Aber er ging doch weiter.

„Bei ihrem Eigensinn, ihrem Trotz könnte ich Alles verderben.“

Er kam im Walde an, sah den Wagen, erkannte Gisbertine.

Er hieß den Burschen zurückbleiben.

Gisbertine hatte den Kutscher auf die Seite treten lassen.

Der Domherr und Dame Gisbertine waren allein.

„Guten Tag, Onkel Florens!"

„Guten Tag, Gisbertine!"

„Onkel Florens, ich habe Dir etwas Wichtiges mitzutheilen."

„Ich auch Dir, Gisbertine. Gisbert ist hier."

„Ich weiß es, und darum bin ich gekommen."

„Ah, ich soll Dich mit ihm wieder aussöhnen?"

„Nein!"

„Dich ohne Aussöhnung zu ihm führen?"

„Nein; Du sollst mich nur ruhig anhören."

„Sprich!"

„Gisbert ist in Gefahr."

„Ja, ja, vor Dir!"

„Lieber Onkel, erweisest Du mir einen Gefallen?"

„Laß hören."

„Wolltest Du nicht so freundlich sein, Deine Bemerkungen bis nachher aufzusparen?"

„Ich sehe, ich kann sie mir ganz ersparen. Erzähle!"

„Onkel Florens, der Staat ist in Gefahr."

„Ah, Gefahr an allen Enden!"

„Wenigstens für gewisse Leute, zum Beispiel für die Armee, das heißt für diejenigen, die bei uns die Armee ausmachen; ferner für Fräulein Hedwig von Taubenheim —"

„Wer ist Fräulein Hedwig von Taubenheim?“ fragte der Domherr.

„Die Tochter des Generals von Taubenheim.“

„Und in welcher Gefahr schwebt sie?“

„Nicht Frau Geheimräthin von Schilden zu werden.“

„Gisbertine, erzeigst Du mir jetzt einen Gefallen?“

„Welcher wäre es?“

„Ernsthaft zu sprechen und keine Kindereien zu treiben.“

„Lieber Onkel, ich sprach sehr ernsthaft, wie Du Dich überzeugen wirst, wenn ich zur Sache komme, und was die Kindereien betrifft, so handelt es sich allerdings gegenwärtig noch um erwachsene Leute, obgleich doch auch Mancher darunter sein wird, der noch nicht einmal Flaum am Kinn hat; ich denke mir aber nach dem Sprichwort: L'appétit vient en mangeant, daß die Zeit nicht fern liegen kann, wo auch Kindereien, zum Beispiel Kindergärten und Kleinkinderbewahranstalten, den Staat in Gefahr bringen.“

„Kommst Du zur Sache, Gisbertine?“

„Ja. In den höhern Regionen der Hauptstadt sind zwei Strömungen. Die eine erkennt an, daß Staat und Thron durch Volk und Landwehr gerettet sind, und will volksthümliche Institutionen und darunter weitere Ausbildung des Landwehrsystems. Die andere will von dem Allem nichts wissen, sieht darin künftig die Republik und

jetzt Demagogie und Anarchie und will um so mehr zum Schutze des Throns und der Aristokratie die Armee heben und erhöhen. Der König will nur das Beste, und es kommt für jede der beiden Parteien darauf an, ihn für sich zu gewinnen. Der König ist mißtrauisch; ich denke mir, alle Könige sind es; denn kein Mensch wird mehr betrogen als ein König. Er lebt dabei sehr eingezogen und zurückhaltend, schon seit dem Tode der Königin, die er über Alles liebte. So erfährt er nicht, was im Lande geschieht, und es ist namentlich leicht, ihn mit Schreckbildern zu umgeben, und die führt man ihm nun in der Gestalt von demagogischen Umtrieben zu. Du hast das Wort noch nicht gehört, Onkel Florens?"

„Nein."

„Es ist allerdings neu, und ich glaube, der Herr von Schilden und Fräulein Hedwig von Taubenheim haben es erfunden, damit sie Mann und Frau werden können —"

Der Domherr unterbrach die Erzählerin.

„Einen Augenblick, Gisbertine! Du nanntest schon zweimal den Namen Schilden."

„Und er fällt Dir auf? Du sahst in Göttingen bei Gisbert einen Regierungsrath Mahlberg —"

„Alle Wetter! Alle —" rief der Domherr. „Und der Schilden will die Tochter des Generals von Taubenheim heirathen?"

„Und sie ihn. Ihr Vater aber will, daß sie Gräfin Westernitz werden soll.“

„Gräfin Westernitz? Die Frau des —“

„Des Grafen Westernitz, der mir im vorigen Jahre in Hofgeismar den Hof machte.“

„Erzähle weiter, Gisbertine.“

„Ich bin eigentlich fertig. Ich habe Dir nur noch zu erläutern, was demagogische Umtriebe sind. Unsere Universitäten sind angefüllt mit jungen Männern, die in der Landwehr die Feldzüge mitgemacht hatten und nach deren Beendigung zu ihren Studien zurückkehrten. Sie halten begreiflich zusammen; sie haben auch natürlich einen Gesichtskreis, der über das Studentenleben hinausgeht. Wir haben ein altdeutsches Sprichwort: Wo wir nicht mitrathen, da wollen wir nicht mitthaten. Das kehren sie um: Wo wir mitthaten, da wollen wir auch mitrathen. Und nun sehen sie, wie im Lande sich immer mehr ein anderes Sprichwort will geltend machen: Versprechen ist ehrlich und Halten beschwerlich; und sie reden von Rechten des Volks, und daß Versprechungen auch müßten gehalten werden, und das nennt man demagogische Umtriebe. Und man hat ein Gesetz gegen geheime Verbindungen erlassen oder eigentlich ein altes Gesetz zur neuen Anwendung aufgefrischt und wird in den nächsten Tagen die Demagogen geheim einfangen und inquiriren

und als Hochverräther verurtheilen, und zu den Demagogen gehört auch Gisbert, bei dem sogar vor einigen Wochen in Göttingen ein förmlicher Demagogencongreß gewesen sein soll, auf dem auch Du warst, Onkel Florens, und man spricht schon von einem Bunde der Alten neben dem Bunde der Jungen. Und nun warne Du Gisbert, wie ich Dich hiermit selbst gewarnt haben will."

Gisbertine schwieg.

Der Domherr hatte nachgesonnen.

„Weißt Du, Gisbertine", sagte er, „daß wenig Logik in Deinen Mittheilungen liegt?"

„Desto mehr Wahrheit enthalten sie, Onkel Florens."

„Sie waren in der That Dein Ernst?"

„Zweifelst Du daran?"

„Und nicht Ausgeburten Deiner Liebe zu Gisbert?"

„Nein."

„Liebst Du Gisbert noch?"

„Zweifelst Du vielleicht daran?"

„Hm, nachher davon. Zu welcher jener beiden Parteien gehört Dein Onkel Steinau?"

„Onkel Florens, er ist ein General der alten Schule."

„Ja, ja! Höre, Gisbertine, da fällt mir etwas ein. Dein Onkel und, ich glaube, Du selbst, Ihr spracht einmal von dem alten westfälischen Adel, der sich zu alt und zu stolz und zu vornehm dünke, um sich mit Euch

drüben über der Elbe zu verbinden, selbst nur mit Euch gemeinschaftlich in den Staats- und Hofdienst einzutreten. Du hast mir heute so recht klar gemacht, warum wir das nicht können; wir passen nicht zu Euch oder vielmehr zu den Andern, denn Du gehörst doch noch zu uns."

Gisbertine gab dem Onkel die Hand.

„Ja, lieber Onkel Florens!" sagte sie mit großer Herzlichkeit.

„Und nun, Gisbertine, und darum", fuhr der Domherr fast mit Rührung fort, „komm mit mir nach Ovelgönne zu Gisbert; komm, meine liebe Gisbertine!"

Er sprach es so bittend.

Sie hatte ihm ihre Hand gelassen; sie stand in tiefem Sinnen; ein Entschluß wurde ihr schwer, sehr schwer.

„Oder soll er zu Dir kommen, Gisbertine? Ich hole ihn her. Er wird mir auf der Stelle folgen. Er sucht Dich ja. Darum ist er zu mir gekommen; bei mir, durch mich hoffte er Dich zu finden. Nun, Gisbertine?"

Gisbertine hatte ihren Entschluß gefaßt.

„Nein!" sagte sie kurz, mit der ganzen Entschiedenheit und Festigkeit ihres Eigensinns, wenn es auch nur der Eigensinn ihrer Launen war.

Sie riß hastig ihre Hand aus der des Domherrn.

„Und Du sagst, daß Du ihn noch liebst?" s[illegible] der

Domherr. „Und Du sprachst es in einem Tone, der aus Deinem Herzen kam?“

Sie antwortete ihm nicht.

„Was hast Du denn gegen ihn?“ rief der Domherr.

„Er ist —“ begann Gisbertine heftig und hastig.

Sie besann sich, und ruhig und stolz antwortete sie:

„Höre, Onkel Florens, eine Frau darf nie ihren Mann anklagen; nicht einmal bei ihrer Mutter, der sie Alles, alles Andere anvertrauen mag. Eine schlechte Frau, die gegen irgend Jemand etwas Böses von ihrem Manne sagt!“

Der Domherr nahm doch wieder ihre Hand.

„Du bist doch eine brave Frau, Gisbertine, trotz alledem. Und Ihr beiden werdet wieder zusammenkommen!“

„Um glücklicher zu werden, Onkel?“ rief Gisbertine wieder leidenschaftlich.

Er sah sie verwundert an.

„Ja, ja, Onkel Florens, es gibt Herzen, die sich nur lieben, nicht heirathen dürfen, wenn sie glücklich bleiben wollen.“

Der Domherr aber erwiderte ihr:

„Höre, Dame Gisbertine, es gibt Menschen, die Narren sind. Und nun noch eine Frage. Warum hast Du die weite Reise zu mir gemacht? Warum hast Du mir nicht geschrieben, was Du mir zu sagen hattest?“

Dame Gisbertine war wieder in ihrer vollen, prächtigen Ruhe.

„Hättest Du nie etwas vom Briefgeheimniß gehört, Onkel Florens?"

„Eben darum konntest Du schreiben."

„Das Briefgeheimniß, lieber Onkel, ist in manchen Zeiten da, um nicht beachtet zu werden."

„Dir war also viel daran gelegen, daß Gisbert nicht verhaftet werde?"

„Zweifelst Du?" sagte sie wieder.

„Hm, Gisbertine, so habe ich Dir noch eine Erklärung zu geben. Ich werde Gisbert nicht warnen; ich werde ihm kein Wort von dem mittheilen, was Du mir gesagt hast; ich werde ihm nicht sagen, daß ich Dich gesehen habe. Gehe selbst zu ihm."

Gisbertine blieb ruhig.

„Wenn Du das vor Deinem Gewissen verantworten kannst, Onkel Florens!"

„Ist das Dein letztes Wort, Gisbertine?"

„Mein letztes Wort ist: Adieu, Onkel!"

Sie rief ihren Kutscher, sie stieg wieder in den Wagen.

„Teufel!" fluchte der Domherr leise. „Wohin gehst Du, Gisbertine?"

„Ich weiß es nicht. Adieu!"

„Adieu!"

Der Wagen fuhr mit Dame Gisbertine davon.

„Teufel!“ fluchte der Domherr noch einmal. „Und doch ist sie kein Teufelskind, sondern ein recht armes Menschenkind mit ihrem ganzen reichen Schatz an Liebe. Und wie viel wird noch dazu gehören, bis sie ihn heben kann, bis der Bann gelöst ist, unter dem er für sie vergraben liegt, unter dem sie selbst sich ihn vergraben hält!“

Er kehrte mit Bernhard zum Gute zurück.

„Sage keinem Menschen, mit wem ich sprach“, befahl er dem Burschen.

Er konnte sich auf ihn verlassen.

Unterwegs regte sich das Gewissen in ihm. Gisbertine hatte ihn ja daran gemahnt.

„Ob ich bei meiner Drohung bleibe, dem Gisbert nichts sage? Sie kommt nicht zurück, nicht zu ihm. Sie ließe in ihrem Eigensinn und Trotz ihn hängen und köpfen, um dann den Dolch sich in die Brust zu stoßen und sich mit ihm begraben zu lassen. Aber was hätte der arme Bursche davon? Was hätten sie beide davon? Und wenn ich es ihm sage? Wird sie nicht über mich triumphiren? Bin ich dann nicht erst recht ein altes Weib in ihren Augen?“

Der gute Domherr konnte mit seinem eigenen Eigensinn nicht einig werden.

Als er vor der Thür des Herrenhauses stand, beschwichtigte er sein Gewissen damit:

„Wer weiß auch, was an der ganzen Geschichte ist. In dem Berlin hecken sie viel aus; aber das Meiste sind Velleitäten. Und man köpft und hängt die Leute nicht sogleich ohne weiteres. Und auch mit dem heimlichen Arretiren wird es gute Wege haben. Besonders einen Edelmann aus einem der ältesten und angesehensten Häuser fängt man nicht so mir nichts dir nichts heimlich ab. Bah, warten wir es ab, und gehen wir zu einem andern unglücklichen Herzen, auch unglücklich durch eigene Schuld. Durch eine andere freilich! Aber Schuld ist Schuld!"

Er war an der Thür der Frau Mahler.

Er war ja im Hause bekannt.

Ehe er sich anmeldete, stand er einen Augenblick still. Es war keine angenehme Aufgabe, die er hier zu lösen hatte.

Durch das Fenster des Ganges tönte ihm von draußen die lustige Tanzmusik entgegen, das Scherzen, Lachen und Jubeln der fröhlichen Menschen.

Jenseits der Thür, vor der er stand, war die tiefste Stille.

Das Herz wurde ihm noch schwerer.

Ein leises „Herein!" antwortete ihm.

Er trat in ein freundliches Gemach.

Die Frau Mahler war mit ihrem Kinde darin.

Die Frau war in Trauerkleidung, wie eine Wittwe. Sie trug sich so, seitdem sie wieder unter Menschen war.

Ihr Kind war ein schöner, kräftiger Knabe geworden; er zählte jetzt über zwei Jahre.

Das Kind spielte zu den Füßen der Mutter.

Die Frau saß am Tische bei einer Arbeit. Aber sie hatte sie schon wohl seit einiger Zeit nicht mehr angerührt; ihre Augen waren, als der Domherr eintrat, noch halb nach dem Fenster des Stübchens gerichtet. Die untergehende Abendsonne warf ihre letzten Strahlen hinein.

Sie wollte aufstehen, den Gast zu begrüßen.

Der Domherr hatte schon einen Stuhl genommen, sich zu ihr gesetzt.

„Sie sitzen auch heute hier so allein?" fragte er sie.

„Was sollte ich bei den Andern?"

„Glück und Freude erheben den Menschen zu Gott."

„Glück?" fragte die Frau bitter.

„Auch das Glück Anderer. Was verpflichtet Sie mehr zum Danke gegen Gott als das Glück Ihres Kindes?"

Er nahm den Knaben auf seine Kniee.

„Und ist es nicht ein prächtiges Kind?" fuhr er fort. „Geboren wie im Glück und nur zum Glück?"

„Und doch ist nie ein Kind in größerem Unglück geboren.“

„Desto mehr Ansprüche möge es auf Glück haben.“

„Das gebe ihm Gott!“

„Sehen Sie, Frau, da müssen Sie schon an Gott denken, und wer an Gott denkt, der hat sich schon erhoben. — Wann legen Sie Ihr Kind schlafen?“ fragte er dann.

„Die Sonne geht unter. Es wäre jetzt Zeit.“

„Wird es einschlafen, wenn die alte Christine es in sein Bettchen legt?“

„Gewiß. Es liebt die alte Frau.“

Der Domherr öffnete die Thür.

„Christine!“ rief er in den Gang hinein.

Er kannte das ganze Hauswesen.

Die alte Frau kam.

„Bringe das Kind in den Schlaf, alte Christine, ich habe mit der Madame einen Gang zu machen.“

Die Frau Mahler sah den Domherrn verwundert an.

Er stand schon zum Fortgehen bereit.

„Wenn ich bitten darf“, sagte er.

Sie kannte sein rasches, entschiedenes Wesen, dem man nachgeben mußte.

Sie küßte ihr Kind.

Der Domherr bot ihr seinen Arm.

Sie nahm ihn und verließ mit ihm das Zimmer.

Er führte sie aus dem Hause in den Garten, durch den Garten in das dahinter gelegene Birkenwäldchen.

Die Dunkelheit des Abends hatte zugenommen. Wenn umher noch Zwielicht war, unter den Bäumen des Wäldchens konnte man in einer Entfernung von zwanzig Schritten nichts mehr unterscheiden.

Es herrschte tiefe Stille in dem Wäldchen. Nichts regte sich darin; nur das Geräusch vom Tanzplatze drang hinein.

„Wohin führen Sie mich?" fragte die Frau den Domherrn.

„Nur hierher."

„Und zu welchem Zweck?"

„Um mit Ihnen zu plaudern. Sie sollten nicht allein mit Ihrem Grame sein, wenn alle die Andern dahinten in lustiger Freude beisammen sind."

Er hatte sie nach einer Seite des Wäldchens geführt. Drei Birken standen dort in einer Reihe dicht neben einander. An ihre Stämme lehnte sich eine Rasenbank; ihre belaubten Zweige wölbten sich über dem Rasen zum Dache. Es waren die letzten Bäume auf dieser Seite des Wäldchens. Es war hier heller als in seiner Mitte.

„Lassen wir uns hier nieder", sagte der Domherr.

Sie ließen sich auf der Bank nieder.

„Und nun, meine liebe Frau, plaudern wir, und zwar ganz offen mit einander. Ich werde den Anfang machen. Ich komme im Auftrage Ihres Mannes zu Ihnen.“

Die Frau erschrak heftig.

„Mahlberg's?“ rief sie.

„Er war bei mir.“

„In Hofgeismar?“

„In Hofgeismar.“

„Und er ist auch hier?“

„Wollen Sie ihn sprechen?“

„Um des Himmels willen!“

„Das heißt nein?“

„Nie! Ich darf ihn nie wiedersehen.“

„Das hatte ich mir auch gedacht. Beruhigen Sie sich. Sie werden ihn nicht sehen. Sie sollen nur mich anhören.“

Die Frau nickte ihm in stummer Spannung zu, daß sie es wolle.

„So hören Sie. Mahlberg will gerichtlich von Ihnen geschieden werden.“

Die Frau hatte nur einen schweren Seufzer zur Antwort.

„Und zwar in der Art, daß er für den schuldigen Theil erklärt wird.“

„Nein!“ sprang sie auf.

Der Domherr zog sie auf ihren Sitz zurück und fuhr ruhig fort:

„Seine Ehre leidet es nicht, daß die Ehre seiner Frau angegriffen werde. Da bleibt ihm kein anderes Mittel.“

Auch die Frau war wieder ruhig.

„Herr Domherr“, sagte sie, „ich bin die Schuldige; ich allein will es bleiben. Sagen Sie das meinem Mann.“

„Sie haben keine andere Antwort an ihn?“

„Niemals! Ich schwöre es.“

„So kann aus der Scheidung nichts werden. Denn er beharrt ebenso fest darauf, daß er vor Gericht der schuldige Theil sein will.“

Die Frau schwieg. Sie versank in tiefes Nachsinnen.

„Sie antworten mir nicht?“ fragte der Domherr.

Sie hatte noch keine Antwort.

„Sie wollen also nicht von ihm geschieden werden?“ fuhr er fort.

Ein Strom von Thränen war die Antwort der Frau.

„Besinnen Sie sich“, sagte der Domherr. „Ihr Mann schickt mich zu Ihnen, das Nähere über die Scheidung mit Ihnen zu verabreden. Ueberlegen wir das; das Erwägen der Mittel stellt den Zweck klarer heraus. Damit

Ihr Mann der schuldige Theil werde, müßten Sie zuerst klagend gegen ihn auftreten."

„Ich gegen meinen Mann?"

„Sie wollen also nicht von ihm geschieden werden?"

„Wenn er es will, ja."

„Und sonst nicht?"

Sie hatte wieder keine Antwort.

„Sie lieben Ihren Mann noch?"

„Kann ich je aufhören, den edelsten Mann zu lieben? Aber liebt er, liebt Mahlberg mich noch?" rief sie auf einmal.

Der Sturm der schmerzlichsten Gefühle hatte sie bisher die Frage vergessen lassen. Oder hatte sie vorher nicht den Muth zu ihr gehabt?

Sie erhielt heute seit Jahren, seit ihrer Flucht die erste Nachricht von ihrem Gatten.

Es mochte dem Domherrn nicht in seinen Plan passen, ja zu sagen.

„Wenn Ihr Mann also", wiederholte er, „von Ihnen geschieden sein will, dann willigen auch Sie ein?"

„Beantworten Sie mir meine Frage", wiederholte auch sie. „Liebt mein Mann mich noch?"

„Wir wollen ganz offen gegen einander sein", sagte der Domherr. „Ja, er liebt Sie noch. Sie können ihn nicht mehr lieben."

„O doch, doch!“ rief sie.

Sie rief es leidenschaftlich.

Sie überhörte in ihrer Heftigkeit ein Geräusch, das seitwärts von der Bank unter den Bäumen des Wäldchens entstand.

Es hatte nur einen Augenblick gewährt. Es glich einer plötzlichen, vielleicht unwillkürlichen Bewegung eines Menschen, der dort an oder hinter einem Baumstamme stand. Sehen konnte man von der Bank aus in dem Dunkel der Bäume nichts, wohl aber mochte man von dort aus die in der Lichtung des Waldes gelegene Bank unterscheiden können.

Der Domherr hatte die Bewegung vernommen. Sie schien ihm kaum unerwartet zu sein; er stutzte nicht einmal. Er fuhr ruhig in seiner Unterredung mit der Frau fort. Doch nein, nicht mehr mit seiner bisherigen Ruhe.

„Und sie konnten“, rief er, „mit aller Ihrer Liebe den Mann vergessen, der Sie noch mehr, ja doch noch mehr liebt als Sie ihn, der Sie keinen Augenblick seines Lebens vergaß? Sie konnten den edelsten Mann so tödtlich in seiner Liebe und, was dem Mann noch höher steht und stehen muß, an seiner Ehre verletzen, vernichten?“

Die Frau krümmte sich in Thränen, in Schluchzen, in wildem Schmerze an der Seite des Mannes, der die harte Frage an sie richten konnte, eine Frage, deren

Gegenstand er noch niemals, auch nicht im entferntesten, gegen sie nur angedeutet hatte.

„O“, schluchzte sie, „wenn Sie wüßten, wenn ich Ihnen sagen dürfte, mit welchen höllischen Künsten der Verführung ich umstrickt wurde! Von dem schlechtesten Menschen, von dem elendesten Bösewicht, den die Welt gesehen hat, der das Heiligste, was das Menschenherz besitzt, Freundschaft und Liebe nur kennt, um sie gleisnerisch zu erheucheln und durch seine Heuchelei die entsetzlichsten Zwecke zu erreichen!“

Sie konnte nicht weiter sprechen.

Auch der Domherr schwieg. Es that ihm wohl weh, was er gesagt hatte.

Dann nahm er wieder das Wort.

„Aber fahren wir in unserer Ueberlegung fort. Ihr Mann will von Ihnen geschieden sein, und wie die Sache steht, muß er es. Sie willigen also ein?“

„Ich willige ein.“

„So hätten wir nach unsern vortrefflichen preußischen Gesetzen drei Wege für das weitere Vorgehen. Keins von Ihnen beiden nimmt irgend eine Schuld auf sich. Das nennt das Gesetz den Fall der unüberwindlichen gegenseitigen Abneigung. Sie treten beide mit Ihren Herzen voll Liebe vor den Richter und versichern feierlich: Wir können nicht mehr zusammen leben; wir hassen

uns auf den Tod. Es ist nur ein Uebelstand hierbei: das Gesetz läßt eine Scheidung wegen solcher unüberwindlichen gegenseitigen Abneigung nur bei ganz kinderlosen Ehen zu. Ihr Kind aber gilt so lange für Ihr und Ihres Gatten eheliches Kind, bis Sie Ihre Schuld gerichtlich auf sich nehmen und auf deren Grund Ihre Ehe getrennt wird. Der Weg ist also für unsern Fall nicht da. Unmittelbar daran schlösse sich der zweite Weg: Sie nähmen jene Schuld, von der ich sprach, auf sich. Es wäre der einfachste, der der Wahrheit, und Sie wollen ihn betreten. Aber Ihr Mann weist ihn zurück, und er muß ihn zurückweisen. Wohin würde er führen? Sie wären gebrandmarkt, Sie mit Ihrem Kinde, offen vor aller Welt, solange Sie leben, wo Sie leben, solange Ihr Kind lebt. Und nicht minder gebrandmarkt wäre Ihr Mann. Der brave Soldat dürfte seine Uniform nicht mehr tragen, der tüchtige Beamte würde von seinen Collegen gemieden; jeder Lump glaubte sich berechtigt, mit Fingern auf ihn zu zeigen; jeder Ehrenmann würde das Recht, das volle Recht haben, ihm zu sagen: Bleiben Sie mir vom Leibe, Herr; ich kann nichts gemein haben mit einem Mann, der sich vor Gericht hinstellen und klagend gegen seine Frau auftreten konnte: sie ist mir untreu geworden, sie hat die Ehe gebrochen, sie wurde die Buhlin eines Andern. Denn vergessen Sie nicht, meine liebe

arme Frau, Sie können nicht sich selbst anklagen; Ihr Mann müßte gegen Sie klagen und in der Klage Alles anführen, was Ihre Schuld ausmacht. Können Sie wollen, daß er das soll?"

Die Frau schwieg.

„Also nein, und es bliebe nur der dritte Weg, den Ihr Mann Ihnen vorschlägt, über den ich mit Ihnen unterhandeln soll. Ihr Mann müßte für den schuldigen Theil erklärt werden und Sie müßten die Klage gegen ihn anstellen und in der Klage die Scheidungsgründe gegen ihn, seine Schuld angeben. Da hätten wir mancherlei Gründe und mancherlei Schuld. Zuerst, er hätte Sie mißhandelt, geschlagen —"

Die Frau unterbrach den Domherrn.

„O", rief sie, „er war die Güte, die Nachsicht, die liebevollste Aufmerksamkeit selbst gegen mich. Nie kam gegen mich ein unfreundliches oder auch nur ungeduldiges Wort über seine Lippen."

„Also der Grund wäre nichts?"

„Niemals!"

„Wir hätten einen andern: er hätte Sie böslich verlassen und ohne für Ihren Unterhalt zu sorgen."

„Er zog ja für das Vaterland aus; ich hatte seinen ganzen Gehalt. Ich verließ ihn dann."

hat er auch nicht; im Zuchthause hat er nicht gesessen. Da weiß ich nur noch eins: Untreue von seiner Seite."

„Soll ich mich selbst, soll ich mich ganz und gar vernichten?" rief die Frau.

„Nein", sagte der Domherr. „Aber dann bliebe nur der bestehende Zustand, und — ach, arme Frau, armer Mann, ist er nicht der entsetzlichste von allen, weil er der Zustand der ewigen Hoffnung und doch der ewigen Hoffnungslosigkeit ist? Aber nein! Eine ewige Hoffnungslosigkeit gibt es nicht für den Menschen. Die christliche, die eigentlich menschliche Religion kennt sie nicht. Mußte das Alterthum, auch noch so klassisch, seinen Tantalus mit seinen ewigen Durstesqualen aufstellen, in unserm Glaubensbekenntnisse steht neben dem Glauben und der Liebe die Hoffnung, und die drei sind unzertrennlich und sind ewig. Und auch Ihr Glaube und Ihre Liebe sollen von der Hoffnung sich nicht trennen. Wie es anders werden könne, fragt Ihr Blick mich. Ich weiß es nicht! Aber der liebe Gott wird es wissen, der die Welt nach andern Gesetzen regiert als nach dem preußischen allgemeinen Landrecht. Als Magd, als Sklavin dürfen Sie zu Ihrem Manne nicht zurück. Aber der Himmel kann eine große Erhebung über Sie schicken. Durch jene eine Schwäche ist Ihr Herz stark geworden; es hat seine Stärke bisher nur im Leiden und Dulden

beweisen können; es können auch Thaten an Sie herantreten. Erhalten Sie sich jetzt den Muth und die Kraft zum fernern Tragen; es werden Ihnen dann, wenn die Zeit kommt, auch Muth und Kraft zum Handeln nicht fehlen. Und nun kommen Sie. Gehen Sie doch mit mir zu den Andern. Es ist in so vielfacher Weise nicht gut, daß der Mensch allein sei. Man wird nur etwas durch das Leben, und das Leben ist die Gemeinschaft."

Der Domherr stand auf. Auch die Fau hatte sich erhoben. Sie wollten gehen.

Hinten unter den Bäumen entstand wieder ein Geräusch. Es war in derselben Gegend, in welcher der Domherr vorher eine Bewegung vernommen hatte. Mit raschen Schritten nahte sich von dorther Jemand.

Dem Domherrn klopfte doch das Herz. Er hatte den Arm der Frau genommen; er blieb mit ihr stehen, den Näherkommenden zu erwarten.

„Halten Sie sich stark, liebe Frau", sagte er.

Sie sah ihn verwundert an.

Da trat die Gestalt des Nahenden unter den nächsten Bäumen hervor.

Es war Bernhard, der Diener des Herrenhauses.

Er war wieder eilig, dringlich, geheimnißvoll; aber vor der Frau Mahlberg schien er kein Geheimniß zu haben.

„Gut, daß ich Euer Gnaden finde. Die alte Christine wies mich hierher.

„Du suchtest mich?"

„Ich habe Euer Gnaden etwas zu sagen."

„Nicht viel Gutes, wie es scheint."

„Es treiben sich Gensdarmen in der Nähe umher."

„Was gehen sie uns an?"

„Und sie wollen nicht gesehen werden."

Der Domherr stutzte.

„Erzähle."

„Ich ging in das Erlenwäldchen dort links. Der Forellenbach fließt hindurch. Die Mamsell hatte mir gesagt, ich solle noch ein paar Forellen für das Nachtessen besorgen. Da fiel mir auf, daß ich seitwärts einen Gensdarmen in das Wäldchen schleichen sah. Er schien auf einem Umwege vom Herrenhause herzukommen. Er blickte sich um, ob er auch gesehen werde. Ich schlich ihm nach. Mitten im Wäldchen traf er mit zwei Kameraden zusammen; sie hatten auf ihn gewartet. Er berichtete ihnen etwas; sie sprachen lange und eifrig mit einander, aber leise, daß ich nichts verstehen konnte; näher zu ihnen gehen durfte ich nicht. Ich ging zu dem Bach, meine Fische zu fangen. Nachher waren sie fort."

„Das ist Alles, was Du weißt?" fragte der Domherr.

„Alles, Euer Gnaden."

„Hast Du es schon Jemand mitgetheilt?"

„Keinem Menschen, auch der Mamsell nicht. Ich dachte, sie könne sich erschrecken, und Euer Gnaden würden am besten wissen, was zu thun sei."

Der Domherr war nachdenklich geworden.

„Sage auch weiter keinem Menschen etwas."

Der Bursche ging.

„Die Nachricht Bernhard's beunruhigt Sie", sagte die Frau.

„Ich leugne es nicht. Ich erhielt schon vorhin eine so sonderbare Nachricht."

„Die mit dieser in Verbindung steht?"

„Liebe Frau, der Mensch ist der größte Narr in seinen Combinationen."

„Sie können sich dennoch Ihrer Besorgniß nicht ganz entschlagen."

„Die Wahrheit zu sagen, nein, und — Sie erlauben, daß ich Sie zu Ihrem Zimmer führe; ich muß doch mit dem Gisbert sprechen."

„Sie denken an ihn bei der Mittheilung Bernhard's?"

„Ich muß wohl."

Er führte die Frau zu ihrem Zimmer.

Dann ging er zu dem Tanzplatz.

Das lustige Leben herrschte dort noch überall, bei dem Scheine bunter Lampen lustiger als am Tage.

„Warum?“ fragte sich der Domherr. „Warum mäßigt das edle Sonnenlicht unsere Freude, und warum macht die künstliche Helle uns ausgelassen?“

Karoline tanzte mit dem Lieutenant Becker, dem Kellner, der Obristlieutenant Friedrichs mit der Kellnerin.

Der junge Freiherr von Aschen stand an einem Pfosten des Zeltes und sah dem Tanze zu.

„Ein paar Worte, Gisbert“, zog ihn der Domherr zurück.

„Ah, Onkel Florens! Gut, daß ich Dich treffe. Ich habe Dich schon gesucht.“

„Auch Du mich?“

„Ich habe über eine eigene Sache mit Dir zu sprechen. Mahlberg wollte doch hierher kommen. Hast Du ihn schon gesehen?“

„Was hast Du mit ihm?“

„Ist er hier, Onkel?“

„Ich denke.“

„Und wo?“

„Irgendwo in der Nähe. Wahrscheinlich in dem Birkenwäldchen dort.“

„Adieu, Onkel.“

„Wohin?“

„Mahlberg aufsuchen.“

„Aber was hast Du so eilig mit ihm?“

„Wenn Du mich begleitest, erzähle ich es Dir.“

Der Domherr hatte ja auch dem Neffen Dringliches zu sagen. Er begleitete ihn.

„Nun?“

„Der Lieutenant Becker erzählte mir vorhin — er sucht eine Stelle als Kellner —“

„Ah, ah“, rief der Domherr, „sind wir schon so weit? Der Undank und die Todten reiten schnell. Aber erzähle.“

„Er sucht eine Stelle im Auslande, wo man ihn als preußischen Offizier nicht kennt —“

„Der brave Junge!“

„So war er gestern in Kassel, und dort ist bei einem Bekannten, der zur Polizei gehört, davon gesprochen worden, daß jetzt auf einmal viel von Demagogen und demagogischen Umtrieben die Rede sei; in Preußen seien auch schon mehrere Personen plötzlich verhaftet. Die Universitäten seien der Herd der Verschwörung, und die ehemaligen Freiwilligen und die Landwehroffiziere, deren maßlose Erwartungen und Anforderungen nicht hätten befriedigt werden können, seien die Verräther, die sich nun in geheimen Gesellschaften zum Umsturz der Staaten verbunden hätten. Aber die Studirenden seien es nicht allein. Auch ältere Männer gehörten dem Bunde an, und so werde namentlich von der preußischen Regierung ein höherer

Beamter gesucht, der vor mehreren Wochen an einem geheimen Demagogencongresse in Göttingen Theil genommen habe und jetzt zur Förderung der Zwecke der Umsturzpartei eine geheime Reise durch Deutschland mache. Er sei eins der gefährlichsten Häupter der Partei; in diesem Augenblicke müsse er im Hessenlande sich befinden; bis Karlshafen habe man vor einigen Tagen seine Spur verfolgt. Dies die Mittheilungen Becker's. Ich mußte an Mahlberg denken. Er war vor sechs Wochen in Göttingen. Ich fand ihn vorgestern in Karlshafen, wohin ich mit ihm das Rendezvous für die gemeinschaftliche Reise zu Dir nach Hofgeismar verabredet hatte."

„Hm", sagte der Domherr, „und Du willst ihn jetzt warnen?"

„Und mit ihm das Weitere besprechen."

„Und gerade so wollte ich Dich warnen, Gisbert."

„Du mich, Onkel?"

„Gisbertine war hier."

„Hier?"

„Vor einer Stunde."

„Und sie ist wieder fort?"

„Hm, Gisbert, Logik scheinst Du in Göttingen nicht gehört zu haben."

„Was wollte sie hier, Onkel?"

„Kommen wir vorher auf Göttingen zurück, nicht auf die Logik. Warst Du dort in einer geheimen Verbindung?"

„Weder in einer geheimen, noch in einer offenen."

„Hörtest Du auch nichts von geheimen Verbindungen oder Gesellschaften?"

„Es wurde davon gesprochen; ich kümmerte mich nicht darum. Aber was wollte Gisbertine, Onkel Florens?"

„Mir dasselbe sagen, was Dir Becker gesagt hat, indeß um Dich zu warnen."

„Mich?"

„Nebenbei auch mich."

„Auch Dich? Es ist lächerlich."

„War ich nicht auch in Göttingen? Bei Dir? Zu gleicher Zeit mit Mahlberg?"

„Sprechen wir nachher davon, Onkel. Wohin ist Gisbertine?"

„Du fragst mich zuviel."

„Sie wollte nicht zu mir zurück?"

„Sie wäre lieber in die Hölle gegangen."

„Und welchen Grund hatte Sie?"

„Es gebe Herzen, die sich nur lieben, aber nicht heirathen dürften, wenn sie glücklich bleiben wollten. Es war Narrheit, denn die Herzen heirathen nicht."

„Sie sagte also, daß sie mich noch liebe?"

„Nun ja."

„Und Du sagtest ihr, daß auch ich sie noch immer liebe?"

„Konnte ich anders?"

„Und sie wollte nicht wieder zu mir?"

„Du hörst es. Aber kommen wir nun auf die Gensdarmen zurück."

„Gensdarmen, Onkel Florens?"

„Ah, ich vergaß, daß ich vergessen hatte, Dir davon zu sagen. Das kommt von dem ewigen Unterbrechen. Seit einer Stunde sind Gensdarmen in der Nähe, heimlich, im Walde versteckt; der Bernhard, der sie sah, meinte, sie hätten einen heimlichen Ueberfall auf das Herrenhaus vor, und wenn ich damit Gisbertinens und Becker's Mittheilungen in Verbindung bringe — hm, den Auftrag Gisbertinens wenigstens mußte ich ausführen."

„Bah, Onkel Florens, ich fürchte mich nicht."

„Du hast ein gutes Gewissen, meinst Du?"

„So meine ich."

„Hm, mein Freund, das ist für einen Menschen, der des Hochverraths angeklagt werden soll, gerade das allergefährlichste Ding."

„Und dann meine ich auch, Onkel, solche geheime nächtliche Ueberfälle in ruhigen Häusern, verbunden mit

plötzlichem Verschwinden von Menschen, kennt man wohl unter dem russischen Regiment in Polen und haben wir in Deutschland unter der französischen Herrschaft erlebt, aber in Preußen hat man noch nie davon gehört."

„Aber, mein Bursche, Frankreich und Rußland sind zwei große Lehrmeister, und Du warst ja so eilig, Mahlberg zu warnen."

„Für einen Freund ist man immer besorgter als für sich."

„Und als für einen Onkel, wie ich sehe."

„Bah, lieber Onkel, Dich als Demagogen zu verhaften — nimm es mir nicht übel — das wäre gar zu lächerlich."

„Das würde nicht viel hindern. Indeß ich bin der Mann, der es abwarten kann."

„Auch ich. Und am Ende auch Mahlberg."

„Halt", sagte der Domherr. „Mit ihm ist es etwas Anderes. Gisbertine sagte mir, der Haupterfinder des modernen Demagogenthums sei der Herr von Schilden."

„Schilden!" rief der junge Freiherr. „Schilden! Wir müssen um jeden Preis Mahlberg finden."

Sie suchten ihn in dem Birkenwäldchen.

„Hm", sagte der Domherr, „Gisbert, Du fragst ja nicht mehr nach Gisbertinen!"

„Ich muß an den armen Mahlberg denken."

„Du hast Recht. Was bei Euch beiden, bei Dir und Gisbertinen, Eure eigene Narrheit ist, das ist bei Mahlberg und seiner Frau ein großes Unglück, das schwerste Unglück, die Schuld, die den Unschuldigen mit ins Verderben reißt."

„Hast Du keine Hoffnung für die Beiden, Onkel?"

„Ich weiß es nicht. Und doch. Manchmal ist das Unglück nicht so zähe wie die Narrheit."

Gisbert antwortete nicht.

Sie hatten das ganze Birkenwäldchen durchsucht, den Namen Mahlberg leise und laut gerufen. Sie fanden keine Spur des Gesuchten. Menschen, die sie nach ihm fragen konnten, waren ihnen nicht begegnet. Sie umgingen das Wäldchen; es war ebenso vergeblich.

Sie kehrten zum Tanzplatze zurück.

Der Bursche Bernhard war dort.

Der Domherr rief ihn zu sich.

„Hast Du einen fremden Herrn in der Nähe gesehen?"

„Außer den Gensdarmen Niemand."

„Suche ihn auf. Ihn suchen die Gensdarmen; sie dürfen ihn nicht finden. Er ist etwas älter als mein Neffe, sieht blaß aus, trägt einen braunen Rock und geht wenig lahm. Wenn Du ihn triffst, so führe ihn — hm, ja — in das Herrenhaus, in mein Zimmer;

dann bringst Du mir sofort Bescheid. Du mußt ihn finden."

„Ich werde, Euer Gnaden."

Der gewandte Bursche flog fort.

Der Domherr ging weiter, die Herrin des Hauses aufzusuchen.

Sie tanzte nicht mehr. Sie stand zur Seite am Arme ihres Bräutigams. Die Beiden schienen in einem sehr ernsten Gespräche zu sein.

„Sie haben etwas mit einander", sagte sich der Domherr. „Aber sie müssen selbst damit herauskommen."

Karoline hatte ihn gesehen. Sie ließ den Arm des Obristlieutenants los und kam auf ihn zu.

„Onkel Florens, ich sollte Dir erzählen, wie ich Friedrichs kennen gelernt habe. Es ist schon ein Jahr her, daß ich es Dir versprach. Wir fanden seitdem nicht die rechte Zeit dazu."

„Ist sie jetzt da?" mußte der Domherr doch fragen, trotz seines Entschlusses, sie nicht zu fragen.

„Ja, ja", sagte sie mit raschen Worten und mit einem langsamen Seufzer.

„Erinnerst Du Dich auch noch, wo Du mir erzählen wolltest?" sagte der Domherr.

„Gehen wir hin, lieber Onkel."

gen an dem Garten des Herrenhauses, hinter diesem an dem Birkenwäldchen hin und kamen zu einer kleinen, mit Tannen bepflanzten Anhöhe. Die Tannen umgaben und verbargen einen kleinen, mit einem eisernen Gitter umgebenen Friedhof. Die Thür in dem Gitter war nicht verschlossen. Der Domherr und Karoline traten durch sie in das Innere.

Sie befanden sich auf dem Kirchhofe für die Familie der Gutsbesitzer auf Ovelgönne.

Die Familie Lohrmann besaß das Gut schon seit Jahrhunderten. Manches Grab bedeckte den kleinen Friedhof mit kleinern Gittereinfriedigungen, mit Kreuzen, mit Denkmälern.

Die Beiden gingen durch die Reihen der Gräber; an einem mit einem einfachen Kreuze von weißem Marmor blieben sie stehen. Der Marmor trug eine Inschrift; man konnte sie in der Dunkelheit des Abends nicht lesen. Sie zeigte wohl Namen und Geburts- und Sterbejahr des Todten an, der unter Kreuz und Grabhügel ruhte.

„Hier!“ sagte Karoline.

„Ja, hier!“ wiederholte der Domherr.

Sie sprachen beide mit leiser, feierlicher, fast zitternder Stimme.

Sie standen an dem Grabe der Mutter des jungen 'ens.

Und was war die Mutter des Mädchens dem Domherrn gewesen?

„Setzen wir uns, Karoline", sagte der Domherr.

Sie setzten sich auf das Grab, an das Kreuz.

„Und nun, Karoline, ich habe Dir noch nie von Deiner Mutter erzählt."

„Als daß sie eine brave Frau gewesen sei, Onkel Florens."

„Das war sie und — und — Sprechen wir vorher von ihr und dann von Dir. Höre mir zu, Karoline.

Vor weit über dreißig Jahren saß ich auch hier, nicht auf diesem kleinen Hügel, auf dem sich das einfache Kreuz erhebt, aber dort rechts, zehn Schritt von hier, an der alten dichten Tanne dort. An meiner Seite saß Deine Mutter.

Es war ein Abend wie heute, im Anfange des August; die Luft war weich und mild, der klare Himmel voller Sterne. Es war gerade hell genug, daß einer in des Andern Auge die Liebe lesen konnte. Es war auch still hier, wie jetzt; man glaubte das leise Zittern der Herzen hören zu können. Und aus der Ferne, vom Gute, tönte die Tanzmusik herüber.

Sie feierten das Erntefest wie heute.

Sechs Wochen vorher war ich zum ersten Mal hier gewesen.

Ich hatte meinem Vater zum Bade Hofgeismar begleiten müssen.

Ich war kein Kranker. Ich schweifte in den Bergen umher, bei Tag, bei Nacht, wie es sich traf, heute nach dieser Seite, morgen nach jener, immer allein.

So war ich nach Ovelgönne gekommen. Der wunderliche graue Steinbau fiel mir auf. Was mochte er bergen? Kein Gesicht schaute aus den schmalen, so sparsam und unordentlich in den alten Mauern herumgestreuten Fenstern. Kein Ton drang aus dem Innern hervor. Es war gegen Abend, als ich hingekommen war; ich wartete den ganzen Abend vergebens. Ich brachte die Nacht bei Köhlersleuten im Walde zu. Am andern Morgen mit dem Aufgange der Sonne war ich wieder da. Und zehn Minuten später öffnete sich, kein Fenster, aber die Thür, die aus dem Hause in den Garten führt. Ein junges Mädchen trat in den Garten.

Es war Deine Mutter, Karoline.

Du warst es. Sie war, wie Du heute bist.

Sie trug eine Gießkanne. Sie begoß die Blumen, an denen der Thau der Nacht vorübergegangen war. Als sie zu einem Rosenstock kam, trat ich in den offenen Garten. Sie erschrak; sie hatte mich vorher nicht gesehen.

„Ich bitte Sie nur um eine Rose!“ sagte ich.

Sie wurde verwirrt. Dunkle Glut übergoß das schöne Gesicht. Sie gab mir die Rose, in der Verwirrung vielleicht.

Und mit der Blume entfloh ich. Es war mir auf einmal, als wenn ich einen Raub begangen hätte, als wenn meine Beute mir sollte wieder abgenommen werden, und ich hätte sie mit meinem Leben vertheidigt, und die Beute, die Blume war das schöne Mädchen, das sie mir gegeben hatte. Ich war verwirrter als sie. Ich hatte ihr nicht einmal meinen Dank gesagt. Den mußte ich ihr bringen. Was hätte sie von mir gedacht? Am andern Morgen, als die Sonne aufging, war ich wieder da. Wenige Minuten später erschien sie wieder im Garten. Ich war wieder bei ihr. Sie erschrak nicht wieder, und ich war nicht wieder verwirrt. Ich sagte ihr meinen Dank; ich sagte ihr noch mehr; wir plauderten, wir erzählten. Sie sagte mir, wie sie vor wenigen Wochen aus dem Kloster zu Paderborn gekommen, wo sie zwei Jahre lang bei den Ursulinerinnen erzogen sei; jetzt solle sie dem Vater hier die Wirthschaft führen; ihre Mutter sei todt; sie sei das einzige Kind. Ich erzählte ihr von meinen Universitätsjahren, von den Reisen, die ich dann durch Europa gemacht und von denen ich erst vor kurzem zurückgekehrt sei; von meinem Vater, von Hofgeismar, von meinen Streifereien durch die Berge. Als ich am

dritten Morgen wiederkam, waren wir wie alte Bekannte. Sie hatte das reinste, das edelste, das kindlichste Herz, und mein Herz liebte sie, liebte sie von dem Momente an, da ich sie sah. Und, Karoline, sie liebte auch mich. Wir waren glücklich in unserer Liebe.

Das Glück, das die Herzen empfanden, das die Blicke sich schon versichert hatten, mußten auch die Lippen aussprechen. Ein höheres konnte es dadurch nicht werden, nur ein gesicherteres und ruhigeres. Dann kam das Verlangen, es ganz für das Leben zu sichern. Junge Herzen kennen keine Schwierigkeiten, keine Hindernisse. Um so unübersteiglichere Schranken stellen sich ihnen gegenüber.

„Niemals!“ sagte mein Vater. „Eine Mesalliance ist ein Verhältniß gegen das Leben, also gegen die Natur. Deine Kinder wären wie Bastarde, nein, sie wären es geradezu. Du wirst nie meine Einwilligung zu einer Heirath mit einer Bürgerlichen erhalten.“

Und zu Deiner Mutter sagte ihr Vater:

„Eine Mißheirath ist ein Unglück; Du würdest aus Deinem Stande heraustreten und in den Deines Mannes nicht aufgenommen werden. Mit Deinen Kindern wäre es nicht anders. Ich kann nie meine Einwilligung zu etwas geben, das Dich und Deine Kinder unglücklich machen müßte.“

Es war das Vorurtheil der Zeit. Die gegenwärtige Zeit hat es abgestreift. Wie viel Blut, wie viele Unfreiheit hat es gekostet! Freilich, die Gleichstellung der christlichen Confessionen forderte einen dreißigjährigen Krieg. Die neueste Zeit will wieder reagiren; der letzte Feldzug nach Frankreich galt im Grunde nur dieser Reaction — aber kommen wir auf Deine Mutter zurück.

Sie liebte ihren Vater, ich den meinigen. Wir beide waren in der Liebe und dem Gehorsam der Kinder gegen die Aeltern aufgewachsen, auferzogen. Das waren keine Vorurtheile.

„Ich werde Geistlicher werden“, sagte ich zu meinem Vater ohne allen Trotz.

„Gut, ich werde Dir eine Dompräbende kaufen“, erwiderte er mir ohne alle Ironie.

Dein Großvater sagte zu Deiner Mutter:

„Suche Dir in Deinem Stande einen Mann aus, welchen Du willst.“

Deine Mutter war ihrer Aeltern einziges Kind. Ihr fiel nach dem Tode des Vaters das schöne und reiche Gut Ovelgönne zu.

Auf dem Gute lebte ihr Vetter Robert Lohrmann. Dein Großvater hatte ihn als arme Waise zu sich genommen; er war der Sohn seines früh verstorbenen

Bruders. Er war ein stiller, braver junger Mann. Für Deine Mutter hätte er sein Leben hingegeben.

„Laß mich den Vetter Robert heirathen“, bat Deine Mutter den Großvater.

Die Bitte erfüllte ihm einen Wunsch, den er nicht gewagt hatte auszusprechen.

In den ersten Tagen des August mußte ich mit meinem Vater Hofgeismar verlassen.

Am Erntefeste nahmen Deine Mutter und ich Abschied von einander; hier, auf dem Grabe ihrer Mutter, in stiller, heiliger Abendstunde; die Tanzmusik tönte aus der Ferne zu uns herüber, wie heute. Es war kein Abschied auf immer.

„Wir bleiben Freunde!“

„Für immer!“

„Wir sehen uns wieder!“

„Wir sehen uns wieder!“

Was in der heiligen Stunde die Herzen sich gelobt hatten, die heiligste Freundschaft verband sie für das Leben.

Lange Jahre sahen wir uns nicht.

Es waren schwere Wunden, von denen unsere Herzen vorher genesen mußten.

Ich trat in den geistlichen Stand; dann machte ich

das Leben und Treiben der Völker näher an, den Despotismus, die Knechtschaft. Frankreich, Paris fesselten mich zuletzt. Ich studirte das Königthum, die Republik. Ich sah das eine Sturm laufen zu dem Abgrunde, der es verschlingen sollte; ich sah die andere in jenen furchtbaren krampfhaften Windungen, um das Leben zu gewinnen, in dem schwersten, entsetzlichsten Kampfe mit sich selbst. Ich sah sie sterben in jenen Krämpfen, in diesem Kampfe. Aber sie starb wie ein Phönix.

Als der erste Kaiser der Franzosen gekrönt war, kehrte ich in mein deutsches Vaterland zurück, um hier von neuem einem Gange der Ereignisse zu folgen, dessen traurigen Verlauf ich auf der andern Seite des Rheins angesehen hatte. Ich sah nicht so Entsetzliches, aber ich sah Schmachvolles. Ich sah den Verrath, den Verkauf des Vaterlandes von oben, von den Thronen herab.

Eine neue, eine andere Wunde zerriß mir das Herz; sie hatte die erste heilen helfen.

Ich kehrte nach Ovelgönne zurück.

Deine Mutter trug Dich mir entgegen. Du warst wenige Wochen alt. Dein erstes Lächeln galt uns beiden, mir, ihr. Es war uns eine glückliche Vorbedeutung für Dich. Wir lebten in Dir. Du wurdest unser beider Engel. Ich sah Dich von Jahr zu Jahr.

Deine Mutter sah ich nicht viele Jahre mehr.

Selbst die heilige Mutterliebe hatte ihrem Körper die frühere Kraft nicht zurückgeben können.

Sie starb so früh.

„Aber erzähle mir jetzt von Dir, Karoline.“

Sie erzählte ihm:

„Es war keine frohe und stille Zeit, es waren traurige, stürmische Tage, da ich Friedrichs zuerst sah.

Im November des Jahres 1813 nach der Schlacht von Leipzig flohen aus allen Gegenden Deutschlands die Franzosen dem Rheine zu. Auf den großen Heerstraßen zogen die geschlossenen Colonnen; in die Gebirge warfen sich die vereinzelten Trupps. Besonders diese bezeichneten ihren Weg durch Plünderungen, Excesse, Rohheiten und Grausamkeiten aller Art, um noch eine letzte Beute mitzunehmen aus dem Lande, das sie nicht wieder betreten sollten, oder um Rache zu üben für die Niederlage, die sie bei Leipzig erlitten hatten. Auch durch das Ovelgönner Thal kamen Tag für Tag Züge der Flüchtigen, von zehn, zwanzig und mehr Mann. Auf Haus und Gut Ovelgönne fielen stets zuerst ihre Blicke. Von hier nahmen sie Alles mit, was sie mitschleppen konnten, was sie bedurften oder nicht bedurften. Eines Tages kam ein großer Haufen von mehr als hundert an; es war eine wilde Bande. Sie forderten zu essen, zu trinken. ... ihnen, was wir hatten. Sie verlangten mehr.

Sie erbrachen die Vorrathskammern, die Keller. Sie fanden nichts mehr. Es war Alles aufgezehrt, durch ihre Vorgänger, durch sie selbst. Sie geriethen in Zorn, in Wuth. Sie verlangten Geld. Der Herr des Hauses solle hervorkommen. Im Hause war kein anderer Herr als ich. Ich trat zu ihnen heraus. Meine Leute wollten mich zurückhalten. Die Wüthenden drohten das Haus mit den Wirthschaftsgebäuden anzuzünden, wenn der Herr nicht zu ihnen herauskomme. Ich trat ruhig und entschlossen zwischen sie. Sie waren einen Augenblick überrascht, als sie eine junge Dame sahen. Dann schrieen einige: „Ah, die Tochter! Der feige Vater schickt sie vor! Der Elende verdient den Tod!“ Da sahen sie mein schmerzliches Lächeln und sie wurden still und ich konnte ihnen sagen: „Mein armer Vater ruht längst dort im Grabe!“ Aber die Stille dauerte nur kurze Zeit. Sie hatten in einem Keller ein Faß mit Branntwein entdeckt. Die meisten von ihnen hatten sich berauscht. Ihre Wuth erhob sich wieder, fachte die der andern an. „Ist sie der Herr des Hauses, so soll sie geben, was wir von dem Herrn des Hauses verlangten. Und gibt sie es nicht, so nehmen wir sie als unsere Beute mit“, riefen einige; „so sterbe sie!“ riefen andere. Ich war umringt; ich wurde dichter umdrängt. Sie wollten Hand an mich legen.

„Im Sturmschritt vorwärts!“ rief es auf einmal seitab vom Hause. Es war ein deutsches Commando. Die Franzosen flogen auseinander, zu ihren Gewehren. In einem Moment standen sie in Reih und Glied, fertig zum Kampfe. Man muß es ihnen lassen. Und es waren so viele unter ihnen, die im Augenblicke vorher noch getaumelt hatten. Sie wollten sich vertheidigen.

Aber es waren zwei Compagnien preußische Landwehrmänner, die im Sturmschritt gegen sie anrückten. Eine dritte Compagnie kam links aus dem Gebirge in das Thal herunter. Einer solchen Uebermacht erfolgreich Widerstand zu leisten, war nicht möglich. Der Anführer der Franzosen sah es ein. Er ließ seine Leute das Gewehr strecken. Die Truppe ergab sich dem Anführer der Preußen.

Es war der Major Friedrichs.

Soll ich Dir noch mehr erzählen, Onkel Florens, von dem Manne, den Du kennst, von meinem Herzen, das Du ja auch kennst?

Doch! Er durfte nur einen Tag bleiben, dann mußte er weiter in der Verfolgung des fliehenden Feindes.

„Darf ich wiederkommen?“ fragte er beim Abschiede.

Mein Herz hatte nur ein tausendfältiges Ja; meine Lippen hatten kein Nein.

Es war ein banger Winter, den ich verlebte, in

so reicher Hoffnung zwar, aber in um so größerer Furcht.

Das Frühjahr kam, der Sommer. Der Friede war geschlossen; die Truppen kehrten aus Frankreich zurück. Ich erwartete ihn, ich erwartete Dich. Ihn — soll ich es Dir noch sagen, mit welcher marternden Herzensangst? Dich, um an Deiner treuen Brust laut in meinem Glücke aufzujubeln, oder mit brechendem Herzen zu sterben. Ja, Onkel Florens, so war mir. Es ist doch ein eigen Ding um die Liebe, mag das Herz sich noch so stark fühlen, der Verstand sich noch so hell und klar dünken. Wäre er nicht wiedergekommen, wäre er in einer der wilden Schlachten gefallen, hätte er gar mich vergessen — aber er kam.

Es war ein stiller Sommerabend. Ich saß allein im Garten träumend, nur von ihm. Da hörte ich das Rollen eines Wagens, der zum Hause fuhr. Da sah ich an dem Pförtchen des Gartens ihn. Er war ausgestiegen und dem Wagen vorausgegangen.

Wie ich ihn sah, wie er mich sah, wie ich aufstand, ihm entgegenzugehen und nicht von der Stelle konnte, wie er auf mich zueilte und meine Hand nahm, wie ich ihm meine Hand ließ und sie in der seinigen zitterte — da hatten wir uns nichts mehr zu sagen. Wir gingen als Brautleute aus dem Garten in das Haus.

An meinem Glücke fehltest nur Du mir, Onkel Florens. Du kamst in dem Jahre nicht. Ich wußte nicht, wo Du warst, und ich konnte Dir nicht einmal Nachricht von mir geben. Aber im vorigen Jahre kamst Du wieder, und Du warst bei mir in den schweren Stunden der Angst, mit welcher der von neuem ausgebrochene Krieg mir noch so oft das Herz zuschnürte, dann aber auch in den Stunden meines seligsten Glücks.

Und heute, Onkel Florens, sollst Du Richter sein zwischen uns beiden, zwischen Friedrichs und mir, in einem schweren Kampfe, der aber nicht zwischen uns beiden, sondern in uns selbst ausgebrochen ist. Darum hatte mein Zettelchen Dich hierher gebeten.

Die Sache ist kurz und einfach und klar und doch so schwer für uns.

Friedrichs war der Erste, der im Jahre 1813 dem Rufe des Königs folgte. Er gehörte schon vor diesem Rufe zu jenen Männern, die insgeheim für die Befreiung des Vaterlandes arbeiteten, von denen auch der Gedanke der Landwehr ausging. Wie er im Kriege gekämpft, an fast allen Schlachten seinen ruhmvollen Antheil gehabt hat, das weiß die Geschichte. Die Geschichte wird es auch aufbewahren, welcher Lohn ihm jetzt dafür wird. Seine militärische Laufbahn hat er verlassen müssen."

Der Domherr unterbrach sie.

„Warum hat er die Landwehr stiften helfen? Warum ist er bürgerlich?“

„Ja, ja, Onkel Florens, und wie klar ist mir jetzt geworden, was Du schon im vorigen Jahre von dem Kriege sprachst. Aber laß mich fortfahren. Zum Ersatz für das, was er aufgeben mußte, haben sie ihm jetzt eine Gerichtsassessorstelle hinten in Polen oder Westpreußen angetragen. Vor drei Jahren wäre er schon Rath beim Obergerichte gewesen, hätte er nicht die Waffen für das Vaterland ergriffen.

Friedrichs schrieb mir das. Ich bat ihn, bevor er einen Entschluß fasse, hierher zu mir zu kommen. Er ist seit einigen Tagen hier, und wir können nicht einig werden, weil Jedes von uns seinen besondern Entschluß hat und doch daran nicht so fest halten mag, um den des Andern umzuwerfen.

„Komme nicht“, sage ich zu ihm, „ferner bittend ein, wo Versprechungen Dir ein Recht geben; verpflichte Dich dem Undank nicht zum Danke. Werde Herr auf Ovelgönne, es bringt zehnmal mehr ein als eine Rathsstelle.“

„Ich habe kein Vermögen“, sagt er. „Ich käme als ein Bettter nach Ovelgönne. Der Mann muß die Frau ernähren. Umgekehrt taugt es nicht; es bringt keine Ehre.“

„Du kommst nimmer als Bettler hierher“, erwidere

ich ihm. „Du bringst einen reichen Schatz an Arbeitskraft und Geschäftskenntniß mit; Du wirst in geringer Zeit vollendeter Landwirth werden.“

„Ich würde Dir kaum einen Wirthschaftsinspector ersetzen“, erwidert er mir dann, um mir nicht geradezu zu sagen, er werde hier nur mein Inspector sein.

Kann ich ihm da noch sagen: „Aber ich liebe mein Ovelgönne so sehr; hier war meine Wiege, hier ist mein ganzes Leben; hier liegen meine Aeltern begraben! Soll ich das Alles verlassen, um Dir in ein trauriges polnisches oder westpreußisches Städtchen zu folgen?“

So stehen wir, Onkel Florens, und Du sollst zwischen uns, nein, für uns entscheiden.

Karoline schwieg.

„Ihr habt Euch beide auf meinen Entscheid vereinigt?“ fragte der Domherr.

„Ja.“

„Und Jedes von Euch wird sich ihm unterwerfen?“

„Jedes von uns; wir haben es uns feierlich gelobt.“

„Auch Friedrichs, ohne daß ich ihn selbst gehört habe?“

„Ich allein sollte Dir die Sache vortragen.“

„Er hat viel Vertrauen zu Dir.“

„Ja“, sagte das junge Mädchen stolz.

„Und er kann es haben“, sagte der Domherr.

„Das heißt, Onkel?"

„Das Recht steht auf seiner Seite, die Ehre des Mannes."

„Ah, und der gegenüber sind wir Frauen nichts?"

„Die Ehre des Mannes ist die Ehre der Frau."

„Du bist in den alttestamentlichen Ansichten der Bibel befangen. Der Jude ist der Herr, der Despot der Familie."

„Ich sprach von der Ehre, Karoline, von der Ehre des Mannes. Der Begriff gehört der neuern Civilisation an."

„Und die neuere Civilisation kennt keine Frauenehre?"

„Sie kennt auch sie, mein Kind, und sie erkennt sie so sehr an, daß die Ehre der Frau ihr das Höchste ist und daß sie daher als die höchste Pflicht des Mannes die aufstellt, die Ehre der Frau zu vertheidigen. Denn die Vertheidigung fordert einen Kampf, und der Kampf fordert ein Hinaustreten in die Welt, das der weiblichen Natur widerstrebt, das diese verneint, vernichtet. Vertheidigen kann aber die Ehre einer Frau nur der Mann, der seine Ehre hat."

„Onkel Florens", sagte Karoline, „mein Verstand kann in diesem Augenblick nicht unterscheiden, ob Du Recht oder Sophismen vorgebracht hast. Aber jedenfalls,

meine ich, hättest Du mir nicht bewiesen, daß es die Ehre eines Mannes beeinträchtigt, eine reiche Frau zu heirathen."

„Hm, Karoline", sagte der Domherr, „über die Frage laß lediglich Dein Herz, Dein Gefühl, Deine Liebe entscheiden."

„Ah, und die Liebe wollte ich selbst mir noch gegen Dich zu Hülfe rufen."

„Du hast sie ja bei Dir. Frage sie."

Karoline saß lange schweigend.

„Du hast Recht", sagte sie dann. „Ich werde Frau Assessorin in Meseritz oder Wongrowitz oder Filehne oder in der Tucheler Haide."

Sie sprach es mit heiterem Blick, mit munterer Stimme, aber wohl, um das Weh ihres Herzens über den Abschied von dem freundlichen Ovelgönne, von der theuern Heimat, von der Schöpfung der Thätigkeit ihrer Aeltern, ihres eigenen Denkens und Arbeitens zu verbergen. Ihr Entschluß stand nicht minder fest.

„Und nun wird Friedrichs nicht wollen", sagte der Domherr, der mit seinem eigenen wie mit dem edlen Herzen ihres Verlobten das schwere Opfer ihres Herzens sah.

„Er muß!" rief sie. „Du hattest Recht. Die Ehre des Mannes ist die Ehre der Frau. Wie könnte sie

selbst nur ein Stäubchen hineinbringen? Komm, komm, Onkel Florens; ich werde ihn bitten, bis er nachgibt. Du sollst mir helfen. Brechen wir auf!“

Sie brachen auf.

Sie hatten lange auf dem stillen Platze da oben zwischen den Gräbern gesessen. Als sie die Fichten des kleinen Kirchhofs zurückgelegt hatten, fiel es ihnen auf, daß es auch nach den Häusern hin so still war. Es war vielleicht schon eine Weile so gewesen. In ihrem Gespräche hatten sie nicht darauf geachtet. Sie hörten die Tanzmusik nicht mehr, sie hörten nicht das lautere Sprechen, das die Tanzpausen ausfüllt. Sie kamen den Häusern näher. Die Stille war wie vorher. War es denn schon so spät? War die Festlichkeit schon zu Ende? Hatten die Leute schon ihr Nachtlager aufgesucht? So mußte es sein, weil man keinen Laut mehr vernahm, nicht auf dem Tanzplatze, nicht am Herrenhause, nicht anderswo. Und doch war es noch nicht elf Uhr — der Domherr sah nach seiner Uhr — und vor Mitternacht war das Erntefest noch nie zu Ende gewesen; das war wie ein Recht der Gutsleute.

Die Stille in der dunklen Nacht war eine unheimliche.

„Gisbert? Mahlberg?“ mußte sich auf einmal der Domherr fragen.

„Was ist es mit ihnen, Onkel?"

Er erzählte ihr, was Gisbertine ihm mitgetheilt, was der Bursche Bernhard gesehen, was der Lieutenant Becker gehört hatte.

„Es ist nicht möglich!" sagte sie im ersten Augenblicke. „Friedrichs!" rief sie dann. „Ist er nicht in der gleichen Lage mit ihnen? Wird man ihn weniger hassen, weil man ihm mehr Dank schuldet und mehr Undank bewiesen hat? Es ist hier etwas vorgefallen, was alle mit Entsetzen erfüllt hat; darüber kann kein Zweifel sein. Schrecken und Angst und Verwirrung müssen um so größer sein, da man auch uns beide vermißt, vergeblich überall gesucht haben mag."

Sie verdoppelten ihre Schritte.

Sie kamen an dem Birkenwäldchen hinter dem Garten vorbei. Sie hörten Geräusch darin. Jemand durchstreifte es in raschem Laufe.

„Heda! Hierher!" rief der Domherr.

Der Laufende wandte seinen Schritt nach dem Rufe hin. Er kam bei den Beiden an.

Es war der Gutsinspector.

Er war fast außer Athem.

„Gott sei Dank, Mamsell, daß Sie endlich da sind. Das halbe Gut ist hinaus, sie zu suchen."

„Was ist vorgefallen?"

„Gensdarmen waren hier. Sie haben einen Raub begangen, einen doppelten.“

„Erzählen Sie.“

„Wir waren auf dem Festplatze. Auf einmal kam athemlos der Bernhard hergerannt.

„Hülfe!“ rief er. „Ein Mensch ist überfallen. Er wird mit Gewalt fortgeschleppt.“

„Wer ist es?“ wurde er gefragt.

„Ein Herr, den der Herr Domherr kennt.“

„Und wer hat ihn überfallen?“

„Gensdarmen.“

Bei dem Worte Gensdarmen stutzten die Leute.

Der junge Herr Baron aber fragte den Burschen:

„Wo war es?“

„Hinter den Erlen, Euer Gnaden.“

„Führe mich hin!“

Und der junge Herr und der Bursche liefen hin.

„Ihnen nach!“ rief ich den Leuten zu.

„Aber Gensdarmen!“ erwiderten sie mir.

„Aber es ist auf dem Gute, und das Gut gehört der Mamsell und sie und ihre Leute haben ein Recht zu wissen, was hier passirt, auch was die Gensdarmen hier thun.“

Sie folgten mir. Wir eilten zu dem Erlengebüsch. Wir kamen zu spät. Wir hörten wohl noch in der

Ferne vor uns ein Rufen; es kam uns auch vor, als ob Waffen klirrten. Dann vernahmen wir aber deutlich den Galopp von Pferden, die davonsprengten. An den Erlen selbst kam uns Bernhard entgegen. Der arme Bursche weinte.

„Sie haben auch den Herrn Baron fortgeschleppt. Das waren keine Gensdarmen, das waren Räuber.“

Er erzählte uns, wie er schon früh am Abend die Gensdarmen gesehen; wie er es Euer Gnaden mitgetheilt, um die Mamsell nicht zu beunruhigen; wie Sie ihm befohlen, einen fremden Herrn, den Sie ihm beschrieben, aufzusuchen und in das Herrenhaus zu führen; wie er ihn vergeblich gesucht, bis er zuletzt plötzlich Rufen, Waffen, Ringen mehrerer Menschen mit einander gehört, hinzugeeilt sei und nun gesehen habe, daß die Gensdarmen einen Herrn niedergeworfen und ihm erklärt hätten, sie müßten ihn binden, wenn er ihnen nicht gutwillig folge. Der Bursche war darauf zurückgelaufen, um Hülfe zu holen. Wie er dann mit dem Herrn Baron wieder hingekommen, war Alles fort gewesen. Aber von einer andern Seite her war ein Trupp Gensdarmen eilig herangeritten gekommen. Ihnen wollte der Baron entgegeneilen.

Sie hatten ihn schon umringt.

„Ah, der Zweite, den wir suchen. Der Freiherr von Aschen! Sie sind arretirt, mein Herr!“

„Gutwillig nie!“ hatte der junge Herr Baron gerufen.

„So werden wir Sie binden müssen.“

Da hatte der junge Baron sich besonnen und gelacht.

„Man kann ja auch den Spaß mitmachen. So heiß wie bei Ligny und Belle-Alliance wird es wohl nicht werden. Geben Sie mir ein Pferd. Adieu, Bursche. Sage dem Onkel, was hier geschieht, und daß er Recht hatte, daß aber das rechte Recht, das deutsche Recht, doch zuletzt Recht bleiben werde.“

Damit hatte er sich auf das Pferd eines Gensdarmen geschwungen, und sie waren mit ihm fortgesprengt, jenen nach, welche den ersten Gefangenen weggeschleppt hatten.“

Als der Inspector das erzählt hatte, mußte auch der Domherr lachen.

„Das sagte der brave Gisbert? Der arme Bursche! Was wußte er früher von Politik, vom deutschen Volke, von deutschem Rechte? In den Krieg zog er, weil gewisse Launen ihn hineintrieben. Heute auf einmal wird er ein deutscher Patriot, träumt er von Recht und Rechten, vielleicht von dem schwarzrothgoldenen Banner einer deutschen Republik. Hm, wer macht denn die Demagogen, die Republikaner und zuletzt die Republik selbst?“

Dann wurde er doch ernsthaft.

„Aber der arme Mahlberg! Dem Gisbert werden sie am Ende nicht viel thun. Unser westfälischer Adel ist ihnen doch eine Macht.“

„Mahlberg ist der andere Gefangene?“ fragte Karoline.

„Nur er kann es sein! Er war hier.“

Der Domherr erzählte, was Mahlberg gewollt, was seine Frau darauf erwidert hatte.

„Die arme Frau!“ sagte Karoline. „Und nun muß dieser Schlag sie treffen. — Und doch!“ rief sie dann auf einmal. „Ich kann mich nicht in ihre Lage versetzen, nein, ich kann es nicht, aber es lebt dennoch ein Gefühl in mir, das mir sagt: da hat sich ein Unglück zugetragen, das zum Glücke führen kann.“

„Und wie sollte es das?“ fragte der Domherr.

„Onkel Florens“, sagte das Mädchen, „Du, der Du in Allem so klar siehst, fragst mich das?

„Hm, mein Kind“, meinte der Domherr, „das Frauenherz ist manchmal ein Ding, in das ein Mann gar keinen Blick, über das er gar kein Urtheil hat, habe er das schärfste Auge, den klarsten Verstand.“

„Aber das Herz des Mannes, Onkel?“

„Ist erst recht ein ander Ding. Aber gehen wir zu ihr.“

„Sie gingen zu der Frau Mahler.

„Liebe Frau Mahler“, sagte der Domherr, „ich habe Karolinen Alles erzählt, was wir beide unter den Birken besprachen.“

„Und was ist Deine Meinung, meine Freundin?“ fragte die Frau.

Der Domherr antwortete:

„Es ist unterdeß ein Zwischenfall eingetreten, der die Lage der Sache verändert.“

„Er wäre?“

Die Frau konnte kaum die zwei Worte hervorpressen.

„Meine liebe Frau“, sagte der Domherr, „wenn Ihren Mann so ein recht großes Unglück träfe, in dem ihm nur eins fehlte, nur eins noththäte, die Liebe seiner Frau, würden Sie das für ein Glück halten?“

„Für ein Glück? Was ist geschehen? Nehmen Sie die schwere Angst von mir.“

„Haben Sie von den Ereignissen des Abends gehört?“

„Ich habe Niemand gesprochen. Ich war bei meinem Kinde.“

„So hören Sie.“

Der Domherr erzählte ihr die Verhaftungen des Abends.

Sie konnte ihm mit großer Fassung zuhören.

„Ja", sagte sie dann, „das ist ein Umstand, der Alles verändert, der jeden Gedanken an eine Wiedervereinigung für immer zurückdrängen muß."

„Hm, und wie das?" rief der Domherr.

„Jetzt gilt", sagte die Frau, „nur meine Liebe, meine Hülfe, meine Tröstung; Sie hatten auch darin Recht. Aber wäre eine eigennützige Liebe hier nicht ein doppelt empörender, verächtlicher Verrath?"

„Und wer wollte von Eigennutz sprechen?"

„Eine Wiedervereinigung!"

„Ah", sagte der Domherr zu Karolinen, „hatte ich nicht Recht? Der Mann hat keinen einzigen Maßstab in sich zur Beurtheilung der Frauenherzens. Und hat nicht ihr Herz das Wahre und Rechte getroffen?"

„Ich weiß es doch nicht", sagte Karoline, aber sie sagte es nur halblaut für sich.

Der Domherr hatte es dennoch gehört.

„Aber dies weiß ich", sagte er. „Und Du und die ganze Welt magst es meine Marotte nennen und mich darüber auslachen; ich bleibe dennoch dabei: dieser Krieg von 1815 ist ein Unglück. Da haben der brave Mahlberg und der Narr Gisbert darin für König und Vaterland geblutet, und zum Dank werden sie jetzt als Verräther von König und Vaterland in den Kerker geschleppt. Da haben sie ihr Blut vergossen und ihr Leben gewagt,

Dein tapferer Friedrichs und der muthige Becker, und zum Lohne muß der eine sich in die Tucheler Haide eingraben lassen und der andere wieder die Kellnerserviette unter den Arm nehmen, wenn sie nicht beide verhungern wollen. Und das ganze deutsche Volk hat geblutet und gelitten, und zum Danke und zum Lohne — bah, schimpft mich einen alten Republikaner!"

Zweites Kapitel.

Die Gefangenen im Schlosse zu Köpenik.

Es war eine schlimme Zeit für Deutschland.

Das deutsche Volk hat viele schlimme und schwere Zeiten durchmachen müssen. Auf Rosen ist es wahrlich auch heute nicht gebettet.

Aber welches Volk wäre das? In der Schweiz und in England leben sie frei, aber ihre Noth haben sie auch da. Freilich schafft dort das Volk selbst sich seine Noth, und anderswo hat es nur die zu tragen, die ihm von Andern gebracht wird.

Deutsche Jünglinge und Männer waren zu vielen Hunderten eingekerkert. Man beschuldigte sie des Hochverraths. Ihre Liebe zum deutschen Vaterlande hieß

bezeichnet. Man hatte ja die „Demagogenfänger“ gegen sie ausgesandt; andere Verräther fanden sich hinzu. In den verschlossenen Kerkern und in den heimlichen Gerichtsstuben wurden alle Mittel und Künste des geheimen Inquisitionssystems gegen die Armen in Anwendung gebracht, um sie zu bewegen, daß sie sich selbst schuldig bekennen und ihre Leidensgenossen als Mitschuldige denunciren sollten.

Der Graf Dietrich Bocholz, der edle Westfale — er gehörte zu den Eingekerkerten — in seinen Kerker begab sich einer der höchsten Staatsbeamten, um selbst zu versuchen, das von ihm zu erreichen, was den gewöhnlichen Inquirenten zu erreichen nicht möglich gewesen war, ein Geständniß. Der hohe Beamte wählte das Mittel des väterlich wohlwollenden Zuredens.

„Sehen Sie mich als Ihren Vater an, Herr Graf.“

„Excellenz, keine Beleidigung!“ war die Antwort des jungen Grafen.

Die Eingekerkerten wurden von einem Gefängnisse zum andern geschleppt, von Mainz, wo die Centraluntersuchungs-Commission war, nach Berlin, von Berlin nach Köpenik, von Köpenik wieder nach Mainz, Gott weiß, wohin sonst noch.

Die Untersuchungen wurden mit der größten Heimlichkeit geführt; Niemand erfuhr etwas von den Verhand-

lungen; die Presse durfte, unter der strengen Zucht der Censur, ihrer nicht einmal erwähnen.

Die Untersuchungen dauerten jahrelang. Jahrelang erfuhr Niemand etwas von dem Schicksale der Gefangenen, nicht die Verwandten, nicht die Freunde.

Jahrelang erfuhr man oft später nichts, wenn die Untersuchung längst beendet war. Sie waren still und heimlich zur Verbüßung ihrer Strafen in die Citadellen und Kasematten der Festungen abgeführt; denn zu Strafen waren sie verurtheilt mit oder ohne Geständniß. Gegen Manche waren gar Todesurtheile gefällt; nur vollzogen ist keins. Die Fürsten bestätigten die Todesurtheile nicht.

Nur die Justiz war ebenso fanatisch wie servil und feig. O, ich kenne noch viele Richter aus jener Zeit. Sie waren damals junge Männer, die Carrière machen wollten. Man sah sie bei den Präsidenten und Ministern antichambriren, um sich ein Commissorium, eine Untersuchung, ein Referat, nur ein Correferat in einer Demagogensache zu erbitten. Sie mußten dann Resultate ihres Diensteifers liefern. Sie lieferten sie; sie machten ihre Carrière.

In dem Städtchen Köpenik, zwei Meilen von Berlin, zieht sich ein weitläufiges königliches Schloß mit seiner langen Rückseite an dem Ufer der Spree hin; Schloßgarten trennt es von dem Flusse. Das

alte Schloß dient schon längst nicht mehr zur königlichen Residenz. In den Zeiten der Demagogenverfolgungen war es als Gefängniß eingerichtet. Die Gefängnisse in Berlin waren von allen den „Hochverräthern" überfüllt, da mußte das Köpeniker Schloß aushelfen. Es mußte aushelfen zugleich für die Zwecke der Untersuchung. Die Gefangenen wurden nach gewissen Kategorien gesondert, theils nach den einzelnen verbrecherischen Attentaten, an denen sie sollten Theil genommen haben — die Attentate bestanden hauptsächlich in Sitzungen und Congressen der Burschenschaften — theils nach der Gefahr von Collusionen mit einander. Colludiren und Collusion heißt in der Sprache der Criminalisten bekanntlich heimliches Besprechen von Mitschuldigen oder auch Zeugen zur Verdunkelung der Wahrheit. Manchmal — und das gehörte und gehört zu den Künsten des Inquirirens — wurden auch Gefangene einander nahe gebracht, gerade damit sie colludiren sollten; sie wurden dann behorcht oder am andern Tage vor den Inquirenten geführt, der durch geschickte Fragen über das, was sie mit einander gesprochen, sie in Lügen oder Widersprüche zu verwickeln suchte. Jede Lüge, jeder Widerspruch bildete dann ein sogenanntes Indicium oder eine Anzeige, auf welche sofort strengere Behandlung im Arrest folgen, später aber das Strafurtel mit gebaut werden konnte.

Es war an einem Abend im Monat Juli, als einer der gefangenen Demagogen des Köpeniker Schlosses allein in seiner Zelle saß.

Draußen regnete es. Ein leichter Wind schlug den Regen gegen das einzige Fenster des Gefängnisses. Das war das einzige Geräusch, das man in der Zelle vernahm, und außer ihm herrschte rund umher eine Stille, als wenn das ganze große Köpeniker Schloß ausgestorben sei und mitten in einer Einöde liege.

Der Gefangene stand an dem Fenster und schaute durch die stark und fest vergitterten Scheiben in den trüben, regnerischen Abend hinein. Es war dunkel in der Zelle; da war es wohl der einzige Zeitvertreib, den er sich machen konnte, die Regentropfen zu zählen, die der Wind gegen das Fenster trieb, den wechselnden Tönen des Windes zu lauschen, durch Regen und Wind zu dem trüben, grauen Himmel hinaufzublicken. Es war ein trauriger Zeitvertreib. Aber gab er nicht dennoch Hoffnung auf Befreiung, Erlösung? Der Gefangene schöpft sie aus Allem.

In die Hoffnung mischt sich, wenn auch nicht die Furcht, doch die Sorge, der trübe Gedanke.

Der Gefangene wurde in seinen Hoffnungen und Sorgen unterbrochen.

Er horchte, als wenn er etwas Anderes als Wind

und Regen vernommen habe. Er horchte nach der linken Mauer seiner Zelle hin.

Er hatte schon am Tage dort Geräusch vernommen, heute zum ersten Mal, seitdem er seine Zelle bewohnte, und er bewohnte sie schon seit länger als einem halben Jahre.

Nebenan mußte gleichfalls eine Gefängnißzelle sein; sie mußte bis heute leer gestanden haben, erst heute bezogen worden sein. Wer war sein neuer Nachbar? Auch ein Schicksalsgenosse?

Die Fragen drängten sich lebhafter an ihn heran, als es nebenan wiederum laut wurde.

Er hatte sich nicht geirrt; er hörte wirklich etwas jenseits der Mauer; er unterschied es. In dem Raume dort, mochte es eine Gefängnißzelle oder ein anderes Gemach sein, ging Jemand auf und ab; es war ein rascher Schritt.

„Wer kann das sein? Ob ich mich mit ihm in Verbindung setze? Es ist verboten. Es könnte ein Spion sein, den sie mir hergeschickt haben, damit ich mit ihm anbinde."

Er war näher an die Mauer getreten, als wenn er noch genauer hinhorchen, vielleicht auch durch irgend ein Zeichen seine Nachbarschaft kundgeben wolle. Er trat zurück, wieder an das Fenster.

Aber er hörte wieder den raschen Schritt nebenan.

„Das ist ein neuer Gefangener, vielleicht so eben erst seiner Freiheit entrissen, und er schreitet in der ersten Stunde seines Lebens, die er hinter Schloß und Riegel verbringen muß, im Unmuth, im Zorn so rasch einher. Dein Zorn ist ohnmächtig, du armer Nachbar und unglücklicher Leidensgenosse. Die Mauern sind hier stark, die Gitter an den Fenstern fest, die Schlösser unzerstörbar. Gegen sie alle vermögen wir nichts. Und dennoch sind sie unsere geringsten Feinde und Widersacher hier. Die schlimmsten sind der Criminalrath und die Zeit. Aber dem Criminalrath können wir unsere Verachtung entgegensetzen, und wir haben dann die Genugthuung, uns zu überzeugen, daß wir die freien Männer sind und er ein jammervoller, erbärmlicher Sklave eigener und fremder Nichtswürdigkeit. Und was die Zeit betrifft — ah, wenn wir es mit der nur recht anzufangen wissen, so wird sie unsere beste Freundin hier und lehrt uns Ruhe und Geduld und Ergebung; denn die Zeit, die ewige, zeigt uns, daß außer ihr nichts von Bestand ist, daß, wie der blöde Mensch sagt, nach dieser Zeit eine andere kommen muß. Mache auch du sie dir zur Freundin und Lehrmeisterin. Werde geduldig, wie ich es bin."

Er konnte philosophiren, der einsame Gefangene, auch über Ruhe und Geduld. Aber die Philosophie gibt nicht immer Ruhe und Geduld.

Wer es sein mag? Die Frage drängte sich immer wieder an ihn heran.

Auch er ging in seiner Zelle auf und ab, schneller, lauter als sonst wohl, vielleicht unwillkürlich, vielleicht ohne Absicht, daß der Nachbar ihn hören solle. Wer kann wissen, ob er nicht dennoch daran dachte?

Drüben wurde es still; kein Schritt, kein anderer Ton wurde mehr dort vernommen.

„Er hat mich gehört! Er horcht nach mir!“ sagte der Gefangene.

Er blieb stehen, um zu hören, was drüben weiter geschehen werde.

Der Schritt wurde dort wieder laut, aber langsamer, leiser.

„Er hat mich gehört! Er beräth mit sich, was er thun soll. Er ist wohl ebenso unschlüssig wie ich. Ob ich ihm entgegenkomme? Ich bin der Aeltere hier!“

Er erhob den Finger, um an die Wand zu klopfen.

Wer will es dem armen Gefangenen verdenken, der seit so langer Zeit keinen andern Menschen gesehen hatte als seinen Inquirenten und Gefangenwärter, mit keinem andern gesprochen hatte als mit diesen, wer will es ihm verdenken, wenn er dem Bedürfnisse nicht widerstehen konnte, eine Verbindung mit einem menschlichen Geschöpfe zu versuchen, das endlich einmal in seine Nähe gekommen

war, das wohl längere Zeit da bleiben mußte, das in gleicher Lage war wie er, das das gleiche Bedürfniß fühlen mußte wie er? Es war endlich ein Mensch für ihn da. Sein Criminalrath, sein Gefangenwärter waren es ihm nicht; was hatten sie für ihn Menschliches? Und wenn zwei Wilde, die sich nie sahen, im dichten, einsamen Walde, in weiter, öder Wüste sich begegnen, werden, können sie an einander vorübergehen, ohne Blicke und Worte auszutauschen, ohne durch Mienen sich gegenseitig verständlich zu machen?

Er schwankte dennoch. Das Mißtrauen beschlich ihn wieder. Wenn es ein Spion, ein Verräther wäre!

Die Thür seiner Zelle wurde von außen aufgeschlossen.

Es geschah langsam, leise, ganz anders wie sonst. Es war zu einer ungewöhnlichen Zeit. Die Schloßuhr hatte schon neun geschlagen. Um sieben Uhr hatte der Gefangenwärter das Nachtessen gebracht, in der Zelle nachgesehen, ob Alles in Ordnung sei, sein einförmiges „Gute Nacht!“ gesagt und die Thür fest und sicher hinter sich verschlossen. Solange der Gefangene hier war, war dann am Abend oder in der Nacht Niemand wieder zu ihm gekommen, nicht der Gefangenwärter, nicht ein Anderer. Erst am andern Morgen kehrte der Wärter zurück, um das Frühstück zu bringen und nachzusehen, ob auch in der Nacht Alles in Ordnung geblieben sei.

Wer kam heute noch zu ihm in so völlig ungewöhnlicher Stunde? Was wollte der späte Besucher von ihm? Um neun Uhr abends ruhte regelmäßig Alles in dem weiten Gebäude.

Die Thür war geöffnet.

Eine männliche Gestalt trat in das Gemach.

Der Gefangene konnte sie nicht unterscheiden, nicht erkennen.

Sie trug eine kleine Blendlaterne, deren Blendungen bis auf einen schmalen Raum von der Breite eines Fingers zusammengeschoben waren. So konnte nur ein schwaches, zweifelhaftes Licht in das Gemach dringen; den Mann, der die Laterne vor sich in der Hand hielt, beschien sie gar nicht.

Dieser verschloß sorgfältig die Thür, durch die er eingetreten war.

Dann erweiterte er die Oeffnung der Laterne und schritt in die Mitte der Zelle.

„Guten Abend, Herr Hauptmann!“ sagte er.

Die Stimme war dem Gefangenen fremd.

Er besah sich den Mann.

Es war eine große, kräftige Figur, ein finsteres, ehrliches Gesicht. Er hatte eine soldatische Haltung; er trug die Uniform der Gefangenwärter, auf ihr das eiserne Kreuz und die Denkmünze der Feldzüge von 1813—15.

Dem Gefangenen war sein Aussehen fremd wie seine Stimme. Er blickte ihn mit Mißtrauen an.

„Sie kennen mich?“ fragte er.

„Ich kenne den Herrn Hauptmann Mahlberg schon lange.“

Der Gefangene war der Hauptmann Mahlberg.

Der Fremde hatte die Worte leise, mit einer gewissen Befangenheit gesprochen.

Es konnte das Mißtrauen des Hauptmanns nicht vermindern.

„Sie sind Gefangenwärter hier?“ fragte er.

„Ja, Herr Hauptmann.“

„Ich sah Sie nie.“

„Meine Station ist in dem andern Flügel des Schlosses.“

„Was führt Sie zu mir?“

Der Gefangenwärter zog aus der Brusttasche ein Zettelchen hervor und überreichte es dem Gefangenen.

Der Hauptmann las es.

„Vertraue dem Ueberbringer. Dein Gisbert.“

Die Handschrift Gisbert's von Aschen war es. Der Hauptmann kannte sie genau genug.

Aber war der Ueberbringer der rechte?

„Ihr Name?“ fragte er.

„Beermann. Ich war Unteroffizier in der Com-

pagnie des Herrn von Aschen. Er war mein vorgesetzter Lieutenant."

Das konnte wahr, es konnte nicht wahr sein.

Der Hauptmann stand noch mit zweifelhaften Blicken vor dem ihm unbekannten Mann.

„Herr Hauptmann", sagte dieser, „soll ich Ihnen erzählen, wie ich Sie zum ersten Male sah?"

Der Hauptmann nickte mit dem Kopfe.

„Es war in der Schlacht bei Laon. Die Schlacht war für uns so gut wie verloren; unser linker Flügel war auf die Stadt zurückgeworfen. Die Franzosen hatten in einem Dorfe eine feste Stellung eingenommen. Sie hatten ungeheure Vortheile, wenn sie von daher am andern Morgen wieder angriffen. Es war dunkler Abend geworden. Da forderten York und Kleist die Truppen auf, den Feind unversehens in dem Dorfe zu überfallen. Die Leute waren zum Tode müde. Manche sagten es. Da traten Sie — Ihr Regiment lag neben dem unserigen, Ihre Compagnie und unsere Compagnie waren die nächsten Nachbarn — auf einmal vor Ihre Compagnie. Ich sehe Sie noch in dem Scheine des Bivouakfeuers. „Landwehrmänner!" riefen Sie. „Ist hier ein einziger Feiger unter Euch?" Und wie aus einem Munde rief die ganze Compagnie: „Nein, Herr Hauptmann! Ein Hundsfott, wer Ihnen nicht folgt." Und da rief ~~

ganze Corps es, und Ihre Compagnie, Sie an der Spitze, durfte die erste sein, die in das Dorf eindrang, und — soll ich Ihnen noch erzählen, wie wir die Franzosen hinauswarfen, daß sie in wilder Flucht davonliefen? Die Schlacht war gewonnen."

„Geben Sie mir Ihre Hand", sagte der Hauptmann zu dem Gefangenwärter mit dem finstern, ehrlichen Gesichte, „und verzeihen Sie mir, wenn ich ein unbegründetes Mißtrauen gegen Sie hatte."

„Zum Mißtrauen kann man hier wohl kommen", sagte der Andere. „Und glauben Sie mir, Herr Hauptmann, kein Mensch hätte mich zu diesem Posten gebracht, wenn ich in anderer Weise mir mein Brod hätte verdienen können. Wo ein Unteroffizier im Regimente nicht taugt, da wird er ja zum Gefangenwärter weggelobt. Aber ich war hoffentlich die längste Zeit hier."

„Was sollen Sie jetzt bei mir?" fragte ihn der Gefangene.

„Sie sollen heute Nacht befreit werden, Herr Hauptmann."

Der Gefangene mochte auf Manches gefaßt gewesen sein. Er war doch überrascht. Er mußte wiederum den Mann, der ihm diese Nachricht brachte, mit Mißtrauen ansehen.

„Und wer soll mich befreien?" fragte er.

„Ich werde es, Herr Hauptmann.“

„Und auf wessen Veranlassung?“

„Das Billet des Herrn von Aschen sollte es Ihnen sagen.“

„Wie ist Ihr Plan?“

„Die Schlüssel zum Innern des Schlosses habe ich. Hinaus, ins Freie, kommen wir auf folgende Weise. In anderthalb Stunden, um elf, werden die Schildwachen abgelöst. An ein Seitenpförtchen, das in den Schloßgarten führt, kommt ein Grenadier auf Posten, den ich kenne, dessen Vater mein Kamerad in den Feldzügen war. Der Posten dort hat den Schlüssel zu dem Pförtchen, um von jener Seite her sofort Hülfe herbeirufen und hereinlassen zu können, wenn etwas passirt. Er wird uns aufschließen. Wir sind dann im Schloßgarten. Er geht bis an die Spree. Am Ufer wartet Jemand mit einem Nachen auf uns, er bringt uns auf die andere Seite. Dort steht ein Wagen, der Sie weiter führt.“

„Und wo bleiben Sie?“

„Der Herr Hauptmann werden mich mitnehmen. Ich könnte Ihnen auch unterwegs nützlich sein.“

„Haben Sie Angehörige?“

„Nicht Kind und nicht Kegel.“

„Aber“, sagte der Gefangene, „Sie verlieren Ihren Posten. Wovon wollen Sie leben?“

„Der Herr von Aschen wird für mich sorgen."

Der Gefangene warf einen Blick auf die Ehrenzeichen des Gefangenwärters.

„Man wird Ihnen einen Criminalproceß machen; Sie werden die Kriegsdenkmünze verlieren, das eiserne Kreuz, das Sie sich mit Ihrem Blute verdient haben."

Den finstern Mann ergriff die Bemerkung. Auch er mußte sich sein eisernes Kreuz ansehen.

„Ich habe es darum dennoch mit meinem Blute verdient", sagte er.

Der Gefangene hatte noch ein Bedenken.

„Und der Grenadier, der uns hinauslassen soll? Was wird aus dem Sohne Ihres alten Kameraden werden?"

„Er wird sich einfach darauf berufen, daß ein Gefangenwärter ihm befohlen habe, zu öffnen. Vielleicht öffne ich auch selbst; der Schlüssel ist in meinem Besitze."

„Und wenn man ihn eines Einverständnisses mit Ihnen überführt?"

„Man würde ihm auch dann nicht viel thun. Meinen der Herr Hauptmann, daß die Offiziere in der Armee von diesen Demagogengeschichten erbaut wären? Sie verachten die Civilisten, die so eifrig dafür sind; sie meiden den Umgang mit ihnen. Demagogenfänger nennen sie sie. Das ist in der ganzen Armee bekannt."

Der Gefangene stand in tiefem Nachsinnen.

„Noch eins, Herr Hauptmann", sagte der Gefangenwärter. „Dann werden Sie mir völlig vertrauen und sich nicht mehr besinnen. Sie sollen nicht allein befreit werden. Noch ein Freund von Ihnen geht mit."

„Wer ist es?" fragte der Gefangene.

„Ihr Nachbar dort links. Er ist erst heute hier angekommen. Darum mußte Ihre Befreiung bis jetzt aufgeschoben werden."

„Seine Name?" fragte der Hauptmann.

„Ich führe ihn zu Ihnen."

Der Gefangenwärter verließ die Zelle und kam nach drei Minuten mit dem neuen Bewohner der Nebenzelle zurück.

Die beiden Gefangenen sahen sich an, lagen einander in den Armen.

„Mahlberg!"

„Horst, Du bist es?"

„Ich bin es. Du wußtest nichts von mir?"

„Nicht einmal Deine Verhaftung!"

„Wie? Nicht die? Wer ist Dein Inquirent?"

„Der Criminalrath."

„Er ist auch der meinige. Und er hat Dir nie von mir gesagt?"

„Kein Wort."

„Ah! Und wie viel hat er mir von Dir vorgesprochen! Aber nachher davon.“

Der Gefangenwärter trat zu den beiden Freunden.

„Ich werde die Herren allein lassen. Sie können sich dann ganz frei aussprechen. Ich wache auch unterdeß draußen gegen einen etwaigen Ueberfall. In einer Stunde bin ich wieder hier, um Sie abzuholen.“

Er ging. Er nahm seine Laterne mit. Die Thür der Zelle verschloß er.

„Ist er ehrlich?“ fragte der Hauptmann doch seinen jungen Freund.

„Der alte Beermann ist ehrlich und treu wie Gold; man sieht es dem Gesichte an.“

„Sein Gesicht hat aber auch den finstern Ausdruck.“

„Seine Stellung!“

„Woher kennst Du ihn?“

„Gisbert stand für ihn ein.“

„So sprechen wir von uns, Horst. Seit wann bist Du in Haft?“

„Seit einem Jahre; bald nach Dir. Ich machte von Göttingen eine kleine Reise. Als ich über die Grenze kam — ich passirte sie ohne Arg; ich hatte wohl von einigen Verhaftungen wegen demagogischer Umtriebe gehört, aber weder von der Deinigen, noch von der anderer Freunde; ich wußte mich unschuldig, ich glaubte mich

sicher — kaum hatte ich die Grenze überschritten, so war ich verhaftet. Man brachte mich nach Berlin, in die Hausvogtei, in eine Einzelzelle. Ich bekam außer meinem Inquirenten und dem Gefangenwärter keinen Menschen zu sehen oder zu hören. So habe ich bis heute dort gesessen. Heute wurde ich hierher gebracht. Von Dir hatte ich bald Kunde erhalten, trotz meiner strengen Ein- und Abschließung. Zuerst durch den Criminalrath selbst, schon in meinem zweiten Verhör, dann auf anderm Wege. Was der Criminalrath mir sagte, war nicht viel Wahrheit. Ich erklärte ihm das schon bei seinen ersten Worten über Dich. Ich sollte ihm bekennen, daß ich in Göttingen Mitglied einer geheimen Verbindung gewesen, in welcher politische Dinge verhandelt worden. Ich wußte von nichts. Da sagte er, das habest Du ja schon eingestanden. Er habe Dich geradezu danach gefragt; Du seiest ein Mann von peinlicher Wahrheitsliebe, und da habest Du ihm gestanden, daß ich während Deines Besuchs in Göttingen Dich in die Sitzung einer solchen Verbindung geführt hätte.

Damit hatte ich ihn aber. Er hatte zu viel beweisen wollen, also gar nichts bewiesen. Das wußte ich noch aus meiner Logik.

„Herr Criminalrath“, fragte ich ihn, „hat Wahlberg

„Gewiß“, antworte er. „Es ist von der Freiheit und Einheit des deutschen Volkes gesprochen. Das Volk werde unterdrückt, von einem andern Erbfeind als den Franzosen; der Erbfeind sei im eigenen Lande. Gegen ihn gelte es einen neuen Kampf, in dem man zusammenstehen müsse, wie in dem gegen die Franzosen. Auch dieser Erbfeind müsse vernichtet werden; dann sei nicht nur die Freiheit, sondern auch die Einheit Deutschlands da. So wurde der nackte Hochverrath gegen Deutschlands Fürsten gepredigt.“

„Und von wem, Herr Criminalrath?“ fragte ich.

„Nun, von den Mitgliedern der Verbindung.“

„Und Mahlberg hat eingeräumt, daß er solchen Reden zugestimmt habe?“

„Er hat das freilich bestritten.“

„Er hat sich auch sonst nicht schuldig bekannt?“

„Sie scheinen das zu wissen!“ sagte er; er wollte mich aushorchen.

„Ja, ich weiß es“, sagte ich bestimmt.

Ich konnte es sagen, da Du so wenig schuldig warst wie ich.

Er ging in meine Falle.

„Jeder leugnet“, sagte er mit Hohn. „Das scheint das Ehrenwort zu sein, das die Mitglieder der Verbindung sich zu allererst geben mußten.“

„Ei, Herr Criminalrath“, erwiderte ich ihm, „und das auch Mahlberg, der Mann der peinlichen Wahrheitsliebe, gegeben hat und wie ein Ehrenmann hält?“

Zorn und Aerger verfärbten ihm das fahle Gesicht, und ich fuhr ruhig fort:

„Aber ich will Ihnen sagen, Herr Criminalrath, wo ähnliche Worte, wie Sie sie mir vorhalten, gesprochen sind und wer sie Ihnen hinterbracht hat. Sie sind allerdings in Göttingen gesprochen, und auch ich und mein Freund Mahlberg waren dabei. Aber das war in keiner Sitzung einer geheimen Verbindung, sondern an der offenen Tafel des Gasthofs zum König von England', und es hörten sie viele Personen, Studenten, Beamte, fremde Reisende, unter andern auch ein gewisser bezahlter Demagogenfänger, und von dem haben Sie sie. Nur eins hat er Ihnen gelogen, daß von deutschen Fürsten die Rede gewesen sei; es wurde nicht einmal an sie gedacht. Desto mehr hatte Jeder von uns im Sinne die volksfeindlichen deutschen Minister und ihre feilen, servilen, augendienerischen Werkzeuge.“

Er konnte sich nicht mehr mäßigen.

„Herr“, rief er, „Sie werden für ihre Unverschämtheit büßen!“

Er brach das Verhör mit mir ab. Ich wurde noch an demselben Tage in ein anderes Gefängniß versetzt, ein

enges, finsteres Loch, in das den ganzen Tag die Sonne nicht schien. Ich erhielt kein Licht mehr, keine Bücher, keinen Kaffee. Bis dahin war mir das Alles verstattet worden.

Ich hatte sechs Wochen lang kein Verhör.

Als ich dann wieder vorgeführt wurde, war seine Frage an mich:

„Haben Sie sich besonnen? Wollen Sie ein Bekenntniß ablegen?“

„Ich habe nichts zu bekennen!“

„Haben Sie keine Bitte an mich hinsichtlich Ihrer Behandlung im Gefängniß?“

„Nein!“

Damit wurde ich in meine Zelle zurückgebracht.

Nach sechs Wochen wurde ich wieder vor ihn geführt.

„Wollen Sie jetzt ein Bekenntniß ablegen?“

„Ich habe nichts zu bekennen.“

„Haben Sie keine Bitte an mich?“

„Nein!“

Der Gefangenwärter brachte mich in mein Gefängniß zurück.

Das dauerte fast ein halbes Jahr. Dann kamen umfassende Verhöre und darin schauderhafte Dinge, vor denen mir die Haare zu Berge stehen sollten, über die ich lachen mußte. Zerbrochene Fürstenkronen, gekreuzte

Dolche, schwarzrothgoldene Bänder, Eintheilung Deutschlands in zehn Herzogthümer — Studenten waren natürlich die Herzoge; unter ihnen an der Spitze ein Lautermann und ein Bahn. Du erinnerst Dich vielleicht noch der beiden hohlwangigen, langhaarigen deutschen Jünglinge aus dem König von England in Göttingen.

„Von wem haben Sie diese Ausgeburten eines kranken Gehirns?“ fragte ich den Criminalrath.

„Lautermann und Bahn haben ausführliche und reumüthige Geständnisse abgelegt“, antwortete er.

„Ah, um künftig hochgestellte Geheimräthe und Präsidenten zu werden! Ich sehe sie schon so —“

„Keine Schmähung von Männern, die einer bessern Erkenntniß Raum gegeben haben“, unterbrach er mich.

„Stellen Sie mir diese Ehrenmänner gegenüber, Herr Criminalrath.“

„Sie haben kein Recht, Confrontationen zu verlangen.“

Ich wurde noch ein paarmal zu ähnlichen Vorhaltungen vorgeführt. Noch einige andere hohle deutsche Jünglinge hatten gleiche Hirngespinnste bekannt. Dann hatte ich lange Zeit gar kein Verhör mehr.

Auf einmal werde ich heute hierher nach Köpenik gebracht.

„Weil die Hausvogtei überfüllt ist“, sagte mir mein

Es kamen allerdings tagtäglich neue verhaftete oder von Mainz herübergelieferte Hochverräther an. In der Demagogie werden großartige Geschäfte gemacht, vielmehr mit ihr.

Seitdem ich hier Dein Nachbar bin, glaube ich in einen Plan des Criminalraths zu blicken. Wir beide sollen belauscht werden, um so zu unfreiwilligen Verräthern gegen uns selbst zu dienen.

Aber nun, Freund Mahlberg, erzähle Du Deine Geschichte."

Aber Mahlberg hatte vorher eine Frage.

„Du sprachst von Gisbert; er habe für den alten Beermann eingestanden?"

„So war es. Unter diesen Gefangenwärtern sind überall Schurken und Verräther. Die einen dienen dem Inquirenten, die andern den Gefangenen. Den meinigen machte mir Gisbert durch sein Geld dienstbar. Ich erhielt von ihm heimlich Alles, was der Criminalrath mir entzogen hatte, auch Billete von Gisbert. In diesen theilte er mir auch einigemal Nachrichten über meine Untersuchung mit; woher er sie hatte, sagte er natürlich nicht. Er schrieb auch von Dir, aber daß eine Verbindung mit Dir unmöglich sei; Du ständest unter einer ganz ausnahmsweise strengen Aufsicht; er wisse nicht einmal mit Gewißheit, wo Du seiest. Vorgestern theilte er mir

mit, daß ich heute werde hierher gebracht werden und daß ich dem alten Gefangenwärter, Beermann unbedingt vertrauen möge, er stehe für ihn ein; mehr könne er mir nicht schreiben."

Mahlberg war unruhig geworden.

„Seit wann kennst Du Beermann?" fragte er.

„Seit heute Abend, da er mich hierher zu Dir führte."

„Vorher hast Du ihn nie gesehen?"

„Wo sollte ich ihn gesehen haben?"

„Woher weißt Du denn, daß der Mann, den wir sahen, Beermann ist?"

Auch Horst stutzte.

„Sein ehrliches Gesicht —"

„Kann auch der Spitzbube haben."

„Erzähle Du mir von ihm", sagte Horst.

Mahlberg erzählte, wie auch er heute Abend zum ersten Mal den finstern Gefangenwärter gesehen, wie dieser ihm das Billet von Gisbert gebracht und ihm seine und Horst's Befreiung für die Nacht angekündigt habe.

„Nun wohl", sagte Horst, „wie sollte er zu den Billet Gisbert's gekommen sein?"

„Wie es an Beermann nicht gekommen wäre, durch Verrath."

„Teufel!"

Aber der jüngere Gefangene besann sich.

„Höre, Mahlberg, schlimmer, wie es uns jetzt geht, können sie uns nicht behandeln. Wir wagen es also mit dem Manne, und wagen gewinnt! Ist er ein Verräther, so hilft vielleicht gerade der Verrath uns zur Freiheit. Erzähle mir von Dir."

Auch Mahlberg ließ seine Bedenken fahren.

„Wir werden auf unserer Hut sein!" sagte er.

Dann erzählte er:

„Vor einem Jahre wurde ich gefangen genommen, überfallen, ähnlich wie Du. Ich wurde in die Hausvogtei gebracht, ich wurde dort inquirirt, auch wie Du; nur wurde mir nie Dein Name genannt. Vor einem halben Jahre brachte man mich hierher, gleichfalls weil die Hausvogtei überfüllt sei.

Von der Außenwelt habe ich in dem ganzen Jahre nichts erfahren. Meine Gefangenwärter waren stumm; keine Zeitung kam zu mir, kein Buch, bis heute kein beschriebenes Stückchen Papier. Die Welt war todt für mich, meine Freunde, Alles.

Und jetzt und auf einmal soll ich aus meiner Haft befreit werden, soll ich zurück in die Welt. Ich kann es nicht fassen. Ich kann nicht daran glauben. Ich will mir dennoch Mühe geben, ich will mich zwingen, zu vertrauen, auch meinem Glücke."

„Es kam Dir zu plötzlich, armer Freund", sagte Franz Horst.

Ihr Gespräch wurde unterbrochen.

Den langen Gang, an dem die Gefängnißzellen lagen, kam ein eiliger Schritt herauf.

Die beiden Freunde horchten.

Vor Mahlberg's Zelle hielt es an.

Die Thür wurde rasch aufgeschlossen.

Der Gefangenwärter Beermann trat ein.

Er sah bestürzt aus; er hatte sehr eilig.

„Kommen Sie!" wandte er sich an Horst. „Schnell! Gehen Sie leise."

„Wohin?" fragte Horst.

„In Ihre Zelle."

„Was gibt es?"

Beermann antwortete nicht.

„Kommen Sie nur!" drängte er.

Horst verließ mit ihm die Zelle Mahlberg's.

Mahlberg blieb allein darin zurück.

Er hörte, wie seine Thür verschlossen, dann nebenan die Thür Horst's geöffnet und gleichfalls wieder verschlossen wurde. Dann entfernte sich ein fliegender Schritt im Gange. Dann war es völlig still.

Alles war in einem Augenblicke geschehen.

Was hatte es zu bedeuten? Was sollte folgen?

Mahlberg horchte. Es herrschte die tiefste Stille, auch in der Zelle nebenan. Horst mußte gleichfalls horchen.

Mahlberg wollte an die Mauer klopfen, die seine und Horst's Zelle trennte. Er wollte sich mit Horst besprechen.

In dem Augenblicke hörte er ein neues Geräusch. Es nahte sich in dem Gange wieder ein Schritt; aber es war nicht der des Gefangenwärters Beermann. Mahlberg kannte ihn; es war der Gefangenwärter des Ganges, seiner Zelle und jetzt auch der Horst's.

Der Schritt hielt vor der Thür Horst's. Die Thür wurde geöffnet.

Mahlberg hörte nebenan ein paar Worte sprechen. Dann wurde die Thür wieder verschlossen, ein Schlüssel drehte sich in Mahlberg's Thür; ein Gefangenwärter trat in die Zelle.

Es war ein kleiner, untersetzter Mann mit einem verschlossenen Gesicht, mit scharfen, falschen Augen.

Er trug eine hell leuchtende Laterne bei sich. Er leuchtete damit in der ganzen Zelle umher.

Dann wandte er sich an den Gefangenen.

„War Jemand hier?“

Der Gefangene sah ihn ruhig an.

„Gefangenwärter Schulz, Sie wissen längst, daß ich Ihnen auf derartige Fragen niemals eine Antwort gebe.“

„Warum sind Sie noch nicht zu Bett?“

„Weil es mir noch nicht gefällt.“

Der Gefangenwärter schien die kurzen, ruhigen Antworten des Gefangenen gewohnt zu sein. Er leuchtete noch einmal in dem Gemach umher, untersuchte die Wände, die Gitter des Fensters, das Bett, die Thür. Als er nichts fand, ging er. Aber in der Thür nahm er noch seine Rache.

„Sie betrügen mich nicht, Herr!“ sagte er höhnisch und drohend zugleich.

Er verschloß die Thür und ging langsam den Gang hinunter, den er gekommen war.

„Beermann's Plan ist verrathen!“ sagte sich Mahlberg. „Die Freiheit war also wirklich nur ein Traum! Ich war ja gefaßt darauf. Aber der arme Horst! Sein Herz ist jünger. Er hängt so sehr an der Welt. Er hat noch nicht in ihr gelitten.“

Er wollte wieder zu der Mauer gehen. Er besann sich.

„Der Mensch könnte sich zurückgeschlichen haben, um uns zu behorchen.“

Aber Horst klopfte drüben an die Mauer.

„Mahlberg!“ rief er.

Mahlberg mußte ihm antworten.

„Sprich nicht, Horst; ich fürchte, wir werden behorcht.“

Horst schwieg.

Mahlberg setzte sich auf sein Bett; er legte das Gesicht in seine Hände und gab sich seinen trüben Gedanken hin.

Auch in der Zelle nebenan wurde keine Bewegung mehr vernommen; der arme Horst saß da wohl ebenso gedankenvoll.

Auf dem Thurme des Schlosses schlug es elf.

Es war die Stunde, in der sie befreit werden sollten.

Rings umher blieb Alles still.

„Ja, es war ein Traum!" sagte sich Mahlberg.

Er kleidete sich doch nicht aus; er blieb auf dem Rande seines Bettes sitzen.

Die Thurmuhr schlug ein Viertel.

Im Gange schien sich etwas zu bewegen.

„Schulz!" sagte sich Mahlberg. „Er hat uns also in der That belauschen wollen. Die Zeit ist ihm zu lang geworden; er geht."

Aber das Geräusch draußen entfernte sich nicht. Es kam näher, wenn auch leise genug. Und auf einmal war es an Mahlberg's Thür, leise wie bisher, und im Moment darauf war die Thür geöffnet.

Es stand Jemand in ihr, ohne Licht, in tiefster Dunkelheit.

Wer konnte es sein?

Auch Mahlberg fragte es sich mit klopfendem Herzen.

„Herr Hauptmann, kommen Sie!“

Beermann's Stimme flüsterte es.

„Sie doch, Beermann?“

„Sprechen Sie kein Wort! Kommen Sie!“

Mahlberg trat aus der Zelle.

Der Gefangenwärter verschloß die Thür.

„Bleiben Sie hier stehen!“ sagte er zu Mahlberg.

Er ging zu der Thür nebenan, schloß auch sie auf.

Horst stand schon darin, trat hervor.

„Wir waren also nicht verrathen?“

„Still! Ich hoffe nicht!“

Die Thür ward ebenfalls wieder verschlossen.

„Folgen Sie mir! Halten Sie sich immer ganz dicht hinter mir. Gehen Sie nebeneinander. Sprechen Sie kein Wort, auch nicht noch so leise. Das geringste Geräusch könnte uns verrathen.“

Er ging voran, mit fast unhörbarem Schritt.

Sie folgten ihm ebenso leise.

Sie mußten die ganze Länge des Ganges hinuntergehen, an dem die Zellen lagen. Es war völlig dunkel in dem Gange.

Sie kamen an eine verschlossene Thür.

Der Gefangenwärter horchte eine Weile daran. Als Alles still blieb, schloß er sie auf.

Sie traten hindurch. Er verschloß sie wieder.

Sie waren an einer Treppe; sie stiegen sie hinunter. Sie befanden sich in einem weiten Treppenflur. Es war auch hier überall dunkel.

Das Ersparungssystem stand damals in Preußen noch auf seinem Höhepunkte.

Die drei Nachtwandler durchschritten den Flur. Sie standen vor einem schmalen Pförtchen. Man erkannte es an den Fenstern zu beiden Seiten.

Der Gefangenwärter schloß es auf.

Er sprach unterdeß leise ein paar Worte zur Seite.

„Alles gut!“ wurde ihm geantwortet.

Man sah in der Dunkelheit den Antwortenden nicht.

Es mußte die Schildwache sein, die der Gefangenwärter für sich gewonnen hatte.

Sie traten durch das Pförtchen.

Beermann wollte das Pförtchen verschließen, wie er die andern Thüren verschlossen hatte.

Plötzlich hörte man ein Geräusch in dem Flur, zur Seite. Eine Thür schien dort geöffnet zu werden.

Er gab den Verschluß des Pförtchens auf.

„Fort, fort!“ flüsterte er.

Er eilte voran; die beiden Gefangenen folgten ihm.

Sie waren in dem Garten hinter dem Schlosse.

Sie eilten durch die Gänge.

Hinter ihnen wurde es laut.

„Hierher, hierher!“ rief es.

„Schulz!“ sagte der Gefangenwärter Beermann. „Er hatte doch etwas gemerkt.“

Schritte wurden vom Schlosse her gehört, das Klirren von Waffen.

Die drei Flüchtigen liefen, flogen.

Die Schritte der Verfolgenden blieben hinter ihnen.

Beermann eilte in ein Bosquet; die beiden Gefangenen folgten ihm.

Die Verfolger waren auch hier hinter ihnen.

„Aber ihre Kugeln treffen uns nicht zwischen den Bäumen!“ sagte der Gefangenwärter.

Sie hatten im Laufen gehört, wie die Gewehre gespannt wurden.

Es wurde hinter den Fliehenden gerufen: „Steht, oder es wird geschossen!“

Sie standen nicht.

„Noch fünfzehn Schritte und wir sind am Wasser und in dem Nachen“, sagte Beermann.

„Und sie sind über fünfzig Schritt hinter uns“, sagte Franz Horst.

In dem Augenblicke stürzte ihnen Jemand entgegen.

„Halt!“ wurde gerufen.

Der Gefangenwärter Beermann, der vorderste der drei Fliehenden, wurde festgehalten.

Auch Mahlberg und Horst hemmten ihre Schritte. Sie wollten ihren Gefährten, ihren Führer befreien.

Sie warfen sich auf seinen Angreifer.

Aber sie hatten es mit einem Manne zu thun, der Riesenkräfte besaß.

Er hatte den Gefangenwärter zu Boden geworfen. Er kniete ihm auf der Brust; so erwartete er den Gegenangriff der beiden Gefangenen.

„Hülfe!" rief er dabei mit lauter Stimme in die Dunkelheit. „Hülfe! Hierher! Hier sind sie! Alle Mann hierher!"

„Retten Sie sich!" keuchte der Gefangenwärter am Boden. „Retten Sie sich! Mich können Sie nicht befreien!"

Sie konnten es nicht.

Mahlberg hatte den Arm des Angreifers gefaßt. Er wurde von einer dreifach überlegenen Kraft zurückgeschleudert.

Horst hatte den andern Arm ergreifen wollen; er fühlte sich selbst festgehalten; er konnte sich kaum losreißen.

Die Verfolger kamen näher, der ganze Haufe. Waren sie im Moment vorher noch fünfzig Schritt entfernt gewesen, jetzt waren sie keine fünfundzwanzig mehr zurück.

„Retten Sie sich!" rief noch einmal Beermann.

„Retten wir uns!" sagte Franz Horst.

Er riß den Freund mit sich fort.

Sie erreichten das Ende des Bosquets. Sie waren noch zehn Schritt vom Ufer der Spree.

Am Ufer im Wasser sahen sie einen dunklen Gegenstand. Es war der Nachen, der auf sie wartete.

Ein Gegenstand bewegte sich auf dem Lande, wollte ihnen entgegenkommen.

„Feuer!" wurde hinter ihnen commandirt. Es fielen Schüsse.

An der Seite Mahlberg's stürzte Franz Horst nieder.

„Rette Dich, rette Dich!" rief er dem Freunde zu.

„Armer Franz! Soll ich auch Dein Mörder werden?"

Mahlberg wollte den Gefallenen aufheben.

„Laß mich! Rette Dich nur! Mir ist die Hüfte zerschmettert. Ich müßte sterben, wolltest Du mich mit Dir nehmen."

„Ich sterbe mit Dir, Franz!"

Die Gestalt vom Wasser war näher gekommen.

„Gisbert, hilf mir!" sagte Mahlberg.

Er meinte, Gisbert von Aschen sei es.

Er erhielt keine Antwort. Aber eine Hand faßte die seinige.

„Fort, fort! Ich beschwöre Dich!" rief der Verwundete.

Die Hand, die Mahlberg's Hand ergriffen hatte, zog ihn mit sich fort, zum Nachen.

Er folgte, wie betäubt.

So wurde er in den Nachen gezogen.

Vier Ruder setzten sich in Bewegung. Das Fahrzeug glitt nach der Mitte der Spree hin.

O Gisbert, ich habe Franz Horst gemordet!" rief klagend der unglückliche Entflohene.

„Er steht in Gottes Hand!" wurde ihm geantwortet.

Aber es war nicht die Stimme Gisbert's von Aschen, die ihm die Antwort gab.

Von dem Städtchen Warburg her fuhr eine einspännige Bergchaise aus dem Diemelthal in das Ovelgönner Thal.

In dem hübschen Thale herrschte wie immer die stille, ruhige, geordnete Geschäftigkeit, die hier schon manches Jahr von der Hand der Mamsell Karoline Lohrmann geleitet war.

Es war in der Zeit der Roggenernte. Das Korn hatte üppig in dem Thale gestanden; es stand zum Theil noch so. Auf allen den weiten Ackerfeldern herrschte reges Leben; alle Leute des Gutes Ovelgönne waren hier heute beschäftigt. Auf der Hälfte der Aecker stand das geschnittene Korn schon in Garben; Wagen

waren da, es einzufahren; die Leute bei den Wagen luden es auf. Auf der andern Hälfte wurde es geschnitten, das geschnittene in Garben aufgerichtet, um an den folgenden Tagen aufgeladen und eingefahren zu werden.

Die warme Julisonne schien den fleißigen, rüstigen Arbeitern zu helfen. Sie neigte sich schon tief der Erde zu; da wollten alle sich noch sputen.

Zwischen den Ackerfeldern stand in den Wiesen und Weiden das Gras hoch, und noch höher standen die bunten Blumen, daß man das Milchvieh kaum sehen konnte, das zwischen ihnen weidete.

Zu beiden Seiten des Thals aber, in den dichten Wäldern, die es einfaßten, hörte man die Axtschläge der fleißigen Holzhauer, und der Waldsäger begleitete sie mit seinem unruhigen Geschrei und der Grünspecht mit seinem lustigen Lachen.

Der einzelne alte Herr, der in der Bergchaise durch das Thal fuhr, sah und hörte Allem mit stiller Zufriedenheit zu.

Der Wagen war bis in die Nähe des Ovelgönner Herrenhauses gekommen.

„Halt, Kutscher!" rief der Herr.

Er stieg aus. Er wollte zu Fuße zu dem Hause gehen.

Da kam vom Hause her eine Dame.

Der Herr ging schneller, als er sie sah.

Und die Dame, als sie nun auch ihn sah, flog.

„Onkel Florens, Onkel Florens, Du bist es?"

„Karoline — mein Mädchen", hätte ich bald gesagt. „Aber bist Du nicht schön und frisch, wie Du nur je als Mädchen warst?"

„Muß man denn schon drei Monate nach der Hochzeit wie eine alte Frau aussehen?"

„Du wirst auch als alte Frau so schön und blühend bleiben."

„Die Complimente nachher, Onkel Florens. Sage mir, woher Du kommst?"

„Von Warburg."

„Und Du hast mir meinen Mann nicht mitgebracht?"

„Er kommt nach, zum Abend, wie er es Dir versprochen habe. Er saß noch mitten zwischen seinen Acten."

„Ja, er ist ein Actenbär geworden."

„Und Du, Karoline, bist, wie ich sehe, noch immer die Mamsell Karoline auf Ovelgönne."

„Die Frau Assessorin, wenn Du es erlaubst."

„Aber der Geist und die Hand von Mamsell Karoline wirken hier noch immer."

„Und das danken wir Dir, Du braver Onkel Florens."

„Nicht mir, aber einem braven preußischen Justizminister."

Wir müssen hier das Gespräch des Domherrn von Aschen mit der jungen Frau auf einige Augenblicke unterbrechen.

Karoline und ihr Bräutigam hatten darüber gestritten, ob der ohne Pension verabschiedete Obristlieutenant Gutsherr auf Ovelgönne oder Assessor hinten im Posenschen werden sollte. Sie hatten die Entscheidung des Domherrn angerufen.

„Das Recht steht auf der Seite Deines Bräutigams; es gilt seine Ehre", hatte der Domherr entschieden.

Karoline hatte noch einige Einwendungen machen wollen; dann hatte sie sich unterworfen: „Ich werde Frau Assessorin in Meseritz."

Aber in Meseritz hinten in dem fremden Polenlande sollte sie nicht Frau Assessorin werden.

Der Domherr reiste nach Berlin; er hatte dort Mancherlei zu besorgen; wir werden es später noch erfahren.

In Berlin ging er zum Justizminister.

Justizminister war damals in Preußen Herr von Kircheisen. Er war eine Säule des Rechts.

Aber die Säulen des Rechts werden von dem Hof-

gesinde nicht immer gern gesehen, und der Minister von Kircheisen war damals schon ein alter Mann, und alte Leute werden stumpf und schwach.

„Excellenz“, sagte der Domherr, „ist Ihnen ein Obristlieutenant Friedrichs bekannt?“

„Einen Obristlieutenant Friedrichs, Herr Domherr, dürfte nur der Kriegsminister kennen. Einen Assessor Friedrichs kenne ich.“

„Ist der Assessor Friedrichs ein tüchtiger Arbeiter, Excellenz?“

„Ein sehr tüchtiger, Herr Domherr, und ein ausgezeichneter Jurist dabei.“

„Und noch nicht Rath?“

„Es waren eigenthümlich unglückliche Anciennetätsverhältnisse für den braven Mann.“

„Nicht auch ein Befehl von oben?“

„Allerdings, aus dem Kabinet.“

„Aber nicht vom Könige, Excellenz!“

Der Minister zuckte die Achseln.

„Befehle aus dem Kabinet gelten als Befehle Seiner Majestät.“

„Ah, Excellenz, das heißt, der König wird auch zuweilen betrogen.“

„Das ist ein hartes Wort, Herr Domherr!“

„Aber ein wahres!“

„Herr Domherr, in das Kabinet des Königs erstreckt sich die Macht des Justizministers nicht.“

„Kommen wir auf den Herrn Friedrichs zurück, Excellenz. Ich habe eine Bitte für ihn.“

„Wenn ich sie zu erfüllen vermag.“

„Er soll Assessor in Meseritz werden?“

„Wenigstens im Posenschen wird eine Stelle für ihn offen gehalten.“

„Könnten Excellenz ihm nicht eine Stelle bei dem Gericht zu Warburg in Westfalen verleihen? Das Gut seiner Braut liegt eine Stunde von da.“

Der Minister sann nach.

„Es wird angehen.“

„Ich danke Ew. Excellenz.“

So war die Mamsell Karoline Lohrmann Frau Assessorin in Warburg geworden, und ihr Geist und ihre Hand konnten in Ovelgönne ferner wirken; sie fuhr die Woche ein- oder zweimal nach Ovelgönne hinaus, und ihr Mann kam ihr zum Abend nach, um sie zurückzuholen; war es am Sonnabend, so blieben sie die Nacht und den Sonntag da.

„Du willst nach der Arbeit der Leute sehen?“ fragte der Domherr die junge Frau.

„Nein, Onkel Florens. Dessen bedarf es bei meinen Leuten nicht. Aber sie arbeiten seit vier Uhr

heute früh; der Abend kommt; ich will sie nach Hause schicken."

„Brave Frau. Und dann?"

„Gehe ich meinem Mann entgegen."

„So ist es recht. Ich gehe unterdeß in Dein Haus. Es ist mir ein schwerer Gang. Er kann Glück, er kann das Ende alles Glücks bringen."

„Was ist es, Onkel?"

„Nachher."

Sie trennten sich.

Die junge Frau ging in das Thal hinein zu den Arbeitern, der Domherr schritt auf das Herrenhaus zu.

Am Hause traf er die alte Christine.

„Guten Abend, alte Christine."

„Ei, schönen guten Abend, Euer Gnaden. Welche Freude, Sie wieder hier zu sehen."

„Ist die Frau Mahler zu Hause, Christine?"

„In ihrem Stübchen, Euer Gnaden."

Der Domherr stieg zu dem Stübchen der Frau Mahler hinauf.

Die Frau war allein.

„Guten Abend, Frau Mahler!"

„Ah, Herr Domherr —"

Sie war überrascht, in demselben Augenblick angstvoll gespannt.

„Sie bringen mir Nachricht?“ fragte sie.

„Ich komme von Berlin.“

„Und mein Mann?“

„Ueber ihn wollte ich mit Ihnen sprechen. Hören Sie mir zu. Seit seiner und Gisbert's Verhaftung hier war ich zweimal dort. Sie wissen Manches darüber aus meinen Briefen an Karoline. Lassen Sie mich dennoch Ihnen im Zusammenhange erzählen. Das erste Mal mußte ich zunächst wissen, wie die Sache stand. Ich erfuhr es sehr bald. Es ist eine eigene Coterie, die jetzt in Berlin, in Preußen regiert. Der König ist es nicht; wann regierte überhaupt ein Monarch? Friedrich der Große that es, Napoleon; aber nicht einmal Maria Theresia; sie hatte ihren Kaunitz über sich. Selbstherrscher nehmen kaum alle hundert Jahre einmal einen Thron ein. Auch der Staatskanzler regiert nicht in Berlin. Er hat sich mit der Coterie abgefunden; er hat seine auswärtigen Angelegenheiten und kümmert sich nicht um das Regiment im Innern. Dieses führt eine kleine Anzahl von Repräsentanten des preußischen Adels, des preußischen, Madame. Wir in Westfalen und vom Rhein, die aus Sachsen, selbst aus Schlesien nehmen keinen Antheil daran, wollen keinen. Der Grund? Ich bin ehrlich. Jener Adel ist uns nicht ebenbürtig, in keiner Weise. Er steht uns nicht hoch genug; wir meinen

daher, er könne nicht wirken, wie für einen Staat, der mächtig sein soll, gewirkt werden müsse. Familien, die vor allen Dingen und immer wieder darauf sehen müssen, ihre Söhne als Lieutenants, ja gar als einfache Schreiber bei den Behörden unterzubringen, können keine große Politik verfolgen, keinen Staat groß machen. Solche Leute regieren jetzt in Berlin und suchen durch ihr Regiment in erster Linie dem armen Adel das Lieutenantsbrod zu sichern — daher der Haß gegen die Landwehr und zum Theil die Demagogenverfolgung — und haben nebenbei allerlei Privatsachen auszufechten. Beides hatte Ihren Mann in das Gefängniß gebracht. Madame, der Herr von Schilden gilt jetzt sehr viel in Berlin."

Die Frau Mahler erblaßte; sie sagte nichts.

Der Domherr fuhr fort:

„Das war der Stand der Sache im Allgemeinen und im Einzelnen, wie ich ihn sehr bald erfuhr. Da war auf gewöhnlichem Wege nichts zu machen, namentlich nicht bei der Justiz. Die Gewalt hat überall die Polizei von selbst zur Dienerin; sie ruht dann nicht, bis sie auch die Justiz sich dienstbar gemacht hat. Ich war nach Berlin gegangen, um meinen Neffen und Ihren Mann aus dem Kerker zu befreien. Die Justiz hatte, wie gesagt, keinen Willen. Ich wandte mich an die Coterie selbst, durch Gisbertine. Sie war da, bei ihrem Onkel,

dem General von Steinau. Er gehört zu jenem preußischen Adel. Frau Mahler, Sie wissen, wie Gisbertine mit ihrem Manne lebt? Sie wissen auch, daß sie am Tage seiner Verhaftung hier bei mir war?"

„Ich weiß es", antwortete die Frau.

„Ich ging zu ihr", fuhr der Domherr fort.

„Gisbertine, Dein Mann sitzt in der Hausvogtei", sagte ich ihr.

„Ich weiß es", war ihre Antwort.

„Du sagst das so ruhig?"

„Trage ich die Schuld? Du nahmst es ja auf Dein Gewissen."

„Und da spricht Dein Gewissen Dich frei?"

„Ich hatte gethan, was ich konnte."

„Thue ferner, was Du kannst, Gisbertine."

„Was könnte ich?"

„Ihn befreien. Es kostet Dich ein Wort an Deinen Onkel Steinau, ihn eins an den Polizeiminister oder an den General Taubenheim."

Sie sann nach, ziemlich lange.

„Onkel Florens", sagte sie dann, „Gisbert wollte sich gerade wieder mit mir vereinigen, als er verhaftet wurde?"

„Er suchte Dich mit Schmerzen."

„Und ich floh vor ihm, wahrhaftig auch mit Schmerzen. Es ging nicht anders, und es kann auch jetzt nicht

anders werden! Und Du wirst zugeben, daß das für uns beide eben keine glückliche Situation ist.“

„Gott weiß es, Gisbertine.“

„Man kann sie eigentlich nur ertragen, wenn man muß.“

„Müßt Ihr sie ertragen?“

„Gewiß, Onkel. Ich, weil ich will, und Du weißt, ich habe einen festen Willen.“

„Zähe Launen, Gisbertine.“

„Das ist Deine Auffassung. Gisbert hat einen gleichen festen Willen, aber die Situation nicht zu ertragen. Da muß für ihn ein äußerer Zwang hinzutreten.“

Ich sprang auf.

„Gisbertine“, rief ich, „bist Du ein herzloses Ungeheuer? Um Deiner nichtsnutzigen Launen willen, damit Du Dein Leben einer pflichtvergessenen Frau in ungestörter Ruhe fortsetzen kannst, darum soll Dein braver Mann elend im Kerker verkümmern?“

Sie blieb ruhig.

„Ereifere Dich nicht umsonst, Onkel Florens. Was das elende Verkümmern betrifft, so habe ich Fürsorge getroffen, daß Gisbert, mit Ausnahme der Freiheit, alle Bequemlichkeiten hat, die er sich nur auf seinem Schlosse in Westfalen verschaffen könnte. Und in Betreff dieser seiner Freiheit habe ich mich eben jetzt besonnen, daß

es nicht schaden könne, wenn er sie wiederbekäme. Ich hatte gedacht, ein Jahr Haft, namentlich wenn er in dem ganzen Jahre von mir nichts höre, werde ihn auf bessere Gedanken über unser Verhältniß bringen, und er werde es aufgeben, mit mir ferner zusammenleben zu wollen. Aber ich will Dir nachgeben, Onkel Florens. Gisbert soll frei sein, wenn er Dir sein Ehrenwort gibt, mich nicht aufsuchen, mir auch nicht seinen Dank sagen zu wollen."

Sie sprach die Worte mit ihrer verzweifelten Entschiedenheit; sie sah mich herausfordernd an.

„Gisbertine, muß ich für Deinen Verstand fürchten?" fragte ich sie.

„Wie Du willst, Onkel."

„Du hast keine andere Erklärung?"

„Nein."

„Alle Teufel" — ja, Madame, ich fluchte — „es wird wahrhaftig keines Menschen Ehrenwort nöthig sein, um eine Närrin, eine herzlose Närrin, wie Du bist, zu meiden, wie man die Pest meidet. Wäre ich Dein Mann, ich flöhe vor Dir bis an das Ende der Welt. Ich gehe zu Gisbert. Wirst Du mir ein Zettelchen geben, daß ich zu ihm gelassen werde?"

„Der Onkel Steinau wird es Dir schreiben."

„Und dann habe ich noch eine Bitte, Gisbertine. Mit Gisbert ist sein Freund Mahlberg verhaftet —"

„Für ihn kann ich gar nichts thun“, schnitt sie mir jedes fernere Wort ab. „Ihn verfolgt nicht die Politik, sondern nur ein persönlicher Haß. Schilden! Er hat ihnen die Mittel für ihre Politik verschafft; dafür müssen sie ihm Mahlberg preisgeben. Fordere nicht das Unmögliche, Onkel.“

Dabei blieb sie. Ich mußte von Mahlberg Abstand nehmen.

Aber nur auf diesem Wege.

Ich erhielt das Billet vom General Steinau. Was darin stand, weiß ich nicht; es war versiegelt. Ich ging damit zur Stadtvogtei. Ich übergab es dem Criminalrath.

Als er es gelesen hatte, sagte er:

„Sie wünschen Ihren Herrn Neffen zu sprechen?“

„Ich bitte um eine Unterredung mit ihm.“

„Ah, Herr Domherr, dabei wird es Ihnen eine Freude machen, Ihrem Herrn Neffen seine Freiheit verkünden zu können. Der anfängliche Verdacht gegen ihn hat sich nicht bestätigt, ist im Gegentheile mehr und mehr geschwunden. Ich habe noch heute seine Acten genau durchgelesen und mich überzeugt, daß seine längere Haft nicht gerechtfertigt erscheint. Ich stand gerade im Begriff, ihn vorführen zu lassen, um ihm seine Entlassung bekannt

Domherrn zu dem Gefangenen von Aschen; die beiden Herren können allein mit einander sprechen.“

„Ein gewandter Bursche!“ mußte ich bei mir denken.

Der Gefangenwärter führte mich zu Gisbert und ließ uns allein.

„Gisbert, Du bist frei.“

„Was sagst Du, Onkel?“

„Ich komme vom Criminalrath, um Dir zu sagen, daß er Dich noch heute entlassen wird.“

„Aber wie geht das zu, Onkel?“

„Gisbertine ist Deine Befreierin.“

„Und sie ist nicht selbst hier?“

„Nein! Sie stellt Dir auch eine Bedingung.“

„Welche?“

„Du sollst Dein Ehrenwort geben, daß Du sie nicht wieder aufsuchen, nicht weiter verfolgen, ihr nicht einmal danken willst.“

„Aber, Onkel Florens, ich verstehe Dich nicht.“

„Meine Worte waren deutlich und sie waren die Worte Gisbertinens.“

„Ich gebe das Ehrenwort nicht, nie.“

„Hm, frei würdest Du ohnehin; der Criminalrath kann nicht zurück, er war zu höflich gegen mich. Aber ich habe Gisbertinen mein Wort dafür verpfändet, daß Du Dein Ehrenwort geben würdest.“

„Onkel, wie konntest Du das?“

„Weil sie meinte, es sei zu Eurer beiderseitigen Ruhe nöthig, und weil ich meinte, Du würdest unter solchen Umständen bis an das Ende der Welt nicht nach ihr, aber vor ihr laufen.“

„Onkel Florens, ich bleibe in meinem Kerker.“

„Vetter Gisbert, Du bist doch der größte Narr, den ich kenne.“

„Ich liebe Gisbertine, Onkel.“

„Und sie liebt Dich. Und darum sprechen wir ernsthaft. Liebtet Ihr Euch nicht, so würde ich Dir einfach sagen: laß sie laufen mit all ihrem Eigensinn, mit allen ihren Launen, schlage sie Dir aus den Gedanken. So aber geht das nicht. Und es kommt also darauf an, ihre Launen und ihren Eigensinn zu brechen. Das wird einmal geschehen, aber es muß, wie bei allen eigensinnigen Personen, aus ihr selbst herauskommen. Was Du dazu thust, ist von Uebel. Jedes Entgegenkommen von Deiner Seite macht sie verkehrter, halsstarriger, widerspenstiger. Ueberlaß sie ganz sich selbst; das wird am ersten sie wieder zu Dir führen.“

„Und wann wird das werden Onkel?“

„Wenn Du aus kindischem Trotze gegen sie hier in der Haft bleiben wirst, in langer Zeit noch nicht.“

Er besann sich, gab sein Ehrenwort und wurde frei.

Und nun, Frau Mahler, kommen wir auf Ihren Mann zurück.

Der Criminalrath hatte eigentlich nur um seinetwillen Gisbert inquirirt.

Weiter hatte aber Gisbert in seiner Haft nichts über ihn erfahren. In der Freiheit bewegt man sich eben freier. Wir erfuhren jetzt mehr von ihm, aber auch, daß wenigstens vor der Hand nichts für ihn zu thun sei. Er saß sicher verwahrt, wie kein anderer Gefangener; die zuverlässigsten Wärter umgaben ihn. Nicht einmal eine Nachricht konnte zu ihm dringen. Er mußte um so mehr befreit werden. Er durfte nicht das Opfer der Untersuchung werden, der man ihn unterworfen hatte, weder durch eine Verurtheilung, die man so leicht gegen Unschuldige herbeiführen kann, noch auch nur durch einen endlosen Untersuchungsarrest. Aber wir mußten unsere Befreiungsversuche bis zu einer günstigen Gelegenheit aufschieben. Sie fand sich. Ich konnte nicht immer in Berlin sein. Gisbert blieb da. Er stellte fest, daß Mahlberg nach Köpenik gebracht sei. In dem Schlosse zu Köpenik war ein Hülfsgefängniß für die Demagogenuntersuchung eingerichtet. Aus der Hausvogtei wurden diejenigen Gefangenen hingebracht, deren der Criminalrath für einige Zeit nicht bedurfte. Mahlberg war auch dort im strengsten Gewahrsam; erst als er schon mehrere

Monate da war, erfuhr Gisbert von ihm. Und jetzt konnte an einen Befreiungsplan gedacht werden. Gisbert ermittelte in dem Köpeniker Schlosse einen Gefangenwärter, der in seiner Compagnie als Unteroffizier gedient hatte, Beermann heißt er. Er kannte den Mann als brav. Er gewann ihn für Mahlberg's Befreiung.

Zugleich für eine zweite.

Franz Horst, die liebenswürdige, muthige, arg- und sorglose Jugend selbst, auch er hatte dem Schicksale der Demagogenuntersuchung nicht entgehen können. Gisbert brachte in Erfahrung, daß auch Horst in nächster Zeit nach Köpenik werde geführt werden. Mahlberg und Horst sollten zusammen aus ihrer Haft befreit werden. Sie sollen es. Am nächsten Sonnabend, in der Nacht zwischen elf und zwölf Uhr. Alles ist vorbereitet. Nur Sie fehlen noch, Madame!"

„Ich, Herr Domherr?" rief die Frau Mahler.

„Hm, Madame, geschieden wollten Sie von Ihrem Manne nicht werden."

„Es war nicht möglich."

„Als Magd, als Sklavin konnten Sie auch nicht zu ihm zurückkehren!"

„Sie stellten es mir um meines Mannes willen als unmöglich vor."

„Und ich hatte Recht. Und als ich es Ihnen gesagt

hatte, setzte ich hinzu, es werde einmal eine große Erhebung über Sie kommen; dann gelte es für Sie, Muth und Kraft zum Handeln zu haben. Madame, die Zeit zum Handeln ist jetzt da."

„Und" — erhob die Frau sich — „ich habe den Muth, Gott wird mir die Kraft geben."

„Das wolle er! So hören Sie noch einige Worte Sie reisen noch heute Abend von hier ab, über Hofgeismar. Dort nehmen Sie Extrapost. Die preußische Grenze berühren Sie erst wieder jenseits Leipzig; man achtet dann in Preußen um so weniger auf Sie. Von der Grenze an bestellen Sie auf jeder Station sofort die Extrapostpferde für Ihre Rückkehr. Einen Vorwand für Ihre Eile werden Sie schon finden. Auf der letzten Station vor Berlin fahren Sie rechts ab nach Köpenik hin. Eine Viertelstunde von der Spree lassen Sie den Wagen halten. Mit dem Glockenschlage elf in der Nacht zum Sonntag sind Sie an dem Spreeufer hinter dem Köpeniker Schlosse. Sie finden an dem Ufer einen Nachen angebunden. Sie fahren in ihm zum Schloßgarten. Sie werden dort nur wenige Minuten zu warten haben. Die Gefangenen werden zu Ihnen einsteigen. Ueber das Weitere habe ich Ihnen nichts zu sagen.

Noch ein Anderes aber. Ich kann Sie nicht be-

hat gleichfalls keine Zeit; hätte er sie aber auch, das Werk der Befreiung Ihres Mannes muß von Ihnen allein ausgeführt werden, und ich denke, Sie werden keine Komödie darin finden.

Sie müssen indeß irgend eine Begleitung mit sich nehmen. Wen würden Sie wählen?"

„Bernhard", sagte die Frau.

„Auch ich hatte an ihn gedacht. Er ist gewandt, anstellig, muthig. — Und nun treffen Sie sofort Ihre Reiseanstalten. Hier ist das Reisegeld. Einen Reisewagen erhalten Sie von dem Postmeister in Hofgeismar; er ist schon bestellt. Gott geleite Sie."

Eine Stunde später war die Frau Mahler mit Bernhard auf dem Wege nach Berlin, eigentlich nach Köpenik bei Berlin.

In Hofgeismar fand sie einen bequemen Wagen, in dem sie mit Extrapostpferden weiter fuhr. Sie reisten nach der Anweisung des Domherrn.

Der gewandte Bernhard war ihr mehr als Bedienter, er besorgte auf der Reise Alles für sie; sie hatte sich um nichts zu kümmern. Sie hätte es auch kaum vermocht. Das Herz war ihr voll Furcht und Angst.

Wird die Befreiung gelingen?

Und welche entsetzliche Angst knüpfte sich dann weiter an das Gelingen wie an das Nichtgelingen!

„Wird die Befreiung nicht eine noch weitere Kluft zwischen uns reißen? Wird er nur von mir befreit sein wollen? Wird er nicht vorziehen, in seinenKerker zurückzukehren, wenn er mich erkennt?"

Sie erreichte die letzte Poststation vor Berlin, das Dorf Großbeeren. Die Postverbindung von da nach Köpenik ging nur über Berlin. Berlin mußte sie vermeiden.

Der Posthalter gab ihr seine Pferde als gewöhnliche Miethpferde, den Postillon als Kutscher.

Zu dem Postillon setzte sich Bernhard auf den Bock.

Weder die Frau Mahler noch der Bursche kannten die Gegend zwischen Großbeeren und Köpenik.

Der Bursche fragte den Postillon darüber aus.

„Nach Köpenik werden Sie heute wohl nicht mehr kommen", sagte der Postillon.

„Es liegt uns am Ende nicht viel daran. Aber warum wäre es nicht möglich?"

„Wir kommen vor zehn Uhr in der Nacht nicht an. In so später Zeit wird kein Wagen mehr über den Strom gesetzt und eine Brücke ist nicht da."

„Könnten wir diesseits des Stroms ein Unterkommen finden?"

„Eine halbe Stunde von Köpenik, im Bärenkruge."

„Kann man da gut logiren?“

„Es übernachten oft Herrschaften da.“

„Fahren Sie uns vorläufig dahin. Wir können dann ja weiter sehen.“

Bernhard theilte der Frau Mahler mit, was er mit dem Postillon gesprochen hatte. Sie war einverstanden.“

Sie erreichten den Bärenkrug.

Die Frau war immer stiller geworden.

„Ich spiele Komödie mit ihm!“ Der Gedanke beschäftigte sie, wollte sie nicht verlassen. „Komödie mit meinem Mann! Um ihn wiederzugewinnen! Um sein und mein Glück zu begründen! Der Domherr sagte es ja. Er hatte kein Bedenken, er auf seinem Standpunkte nicht. Aber er sah mit dem Verstande. Ich sehe mit dem Herzen. Ich soll meinen Mann betrügen? Durch einen Betrug, durch neuen Verrath sein Herz wiedergewinnen, das ich durch den schwersten Verrath betrogen habe? Es ist nicht möglich! — Fänden wir den Herrn von Aschen hier! Er wird da sein. Er ist meines Mannes Freund. Der Domherr wird ihn gebeten haben, mir seinen Beistand zu leihen. Er muß das Weitere allein übernehmen. Ich ziehe mich zurück. Ich darf keinen Theil mehr daran haben. Mein Mann darf mich nicht sehen. Er darf nie wiedersehen.“

Mit dem Entschlusse stieg sie an dem Bärenkruge aus.

Aber Gisbert von Aschen war nicht da.

Mußte sie nun doch ihrem Gatten entgegentreten? Nur sie konnte ihn befreien.

Zu dem Zwiespalt in ihrem Innern gesellte sich dann der Unmuth, von dem Freunde ihres Gatten verlassen zu sein. Daß der Domherr mit ihr die weite Reise hätte zurückmachen sollen, daran hatte sie freilich nicht gedacht. Daß aber Gisbert jetzt fehlte, daß man sie, die schwache Frau, das schwere gefährliche Wagniß der Befreiung allein unternehmen ließ, zu ihrem Beistande allein auf einen Diener angewiesen, das war ein Unrecht, eine Rücksichtslosigkeit, die auf einmal sie doppelt kränkte, mit Bitterkeit erfüllte.

Das war in ihrer Lage natürlich und allerdings am Ende gut. Es weckte den Widerspruch, einen gewissen Trotz in ihr.

„Ich werde meine Pflicht allein erfüllen. Ja, ich, das schwache Weib, auf das allein sie sie gewälzt haben.“

Ein anderer Gedanke kam ihr dann wohl.

„Es gehört noch zu der Komödie, die ich mit meinem Manne spielen soll. Darum darf auch der junge Freiherr nicht da sein. Aber er hätte mir seine Nähe kundgeben

können. Und wenn nun eine Hülfe nöthig wird, die ich nicht leisten, die auch Bernhard nicht bringen kann? „Indeß mein Mann muß gerettet werden! Ich werde ihn retten.“

Sie überlegte mit Bernhard, was weiter zu thun sei.

Der gewandte Bursche hatte sich durch den Postillon über den Weg vom Bärenkruge bis zur Spree bei Köpenik unterrichten lassen.

Der Weg gehe durch flaches, ödes Haideland; eine Viertelstunde lang komme man noch durch einzelnes Fichtengebüsch, dann sei kein Baum und kein Strauch mehr zu sehen.

„Wir fahren noch die Viertelstunde weit“, entschied sich die Frau. „Wir lassen dann den Wagen zwischen den Fichten halten und gehen zu Fuße weiter. So kann der Postillon nicht ahnen, wohin wir wollen, und der Rückweg zum Wagen wird später nicht zu beschwerlich.“

„Die Madame“, sagte Bernhard zu dem Postillon, „muß heute Abend noch weiter. Können wir nicht über den Strom, so kommt ihr Jemand entgegen, den sie nothwendig sprechen muß.“

Der Postillon fütterte seine Pferde, spannte wieder an. Sie fuhren weiter.

Es war um halb elf Uhr in der Nacht. Die Haide war unbewohnt, die Nacht dunkel, der Himmel

mit schwarzen Wolken bedeckt, aus denen es regnete; manchmal erhob sich der Wind, den Regen vor sich her- treibend.

Für das Unternehmen der Frau hätte das Alles nicht günstiger sein können.

Um so größer war ihr Schreck, als sie das Ende der Fichten erreicht hatten.

Eine dunkle Gestalt stand dort am Wege, unbeweg- lich; sie erwartete den Wagen.

„Ich habe den Teufel an die Wand gemalt", sagte sich Bernhard.

Aber der Bursche faßte sich.

„Halten Sie, Kutscher!" sprang er aus dem Wagen.

Er ging entschlossen auf die dunkle Gestalt zu.

Ein Mann trat ihm entgegen.

„Sind wir hier auf dem rechten Wege nach der Kö- peniker Fähre?" fragte ihn der Bursche.

„Wer sitzt in dem Wagen?" erwiderte der Mensch.

„Oho, sind Sie Gensdarm?"

„Nein, aber ich kenne den Herrn Domherrn von Aschen."

„Und was will der Herr Domherr von der Herr- schaft im Wagen?"

„Wenn es die Frau Mahler ist, so habe ich eine Be- stellung an sie."

„So, so, warten Sie hier einen Augenblick.“

Der Bursche kehrte zum Wagen zurück.

„Wollen Sie aussteigen, Madame. Der Mann, den Sie erwarten, ist da.“

Er sprach es laut, damit der Postillon es höre.

Die Frau stieg aus und ging mit dem Burschen zu dem Fremden.

„Sie suchen die Frau Mahler?“ fragte sie ihn.

„Ja, Madame, und ich zweifle nicht, daß Madame es sind.“

„Was wollen Sie von mir?“

„Ich bin der Kammerdiener des Freiherrn Gisbert von Aschen. Der Herr Baron wollte persönlich hier erscheinen. Er mußte heute Morgen plötzlich verreisen in einer sehr dringenden Angelegenheit. Er bittet, Madame wolle ihn entschuldigen. Ich soll mich vollständig zu Ihren Befehlen stellen. Der Herr Baron hat mir keine schriftliche Legitimation mitgegeben. In dieser Dunkelheit würde Madame sie nicht lesen können.“

„Sie sollen mich führen?“ fragte die Frau Mahler.

„Zu dem Nachen, der am Ufer wartet.“

Die Frau hatte keinen Grund, dem Manne nicht zu vertrauen.

„Gehen wir“, sagte sie.

Bernhard sprang zu dem Postillon zurück.

„Warten Sie hier. Wir sind in einer Viertelstunde wieder da.“

Die Frau Mahler, der Kammerdiener Gisbert's und Bernhard gingen weiter in die Haide und Finsterniß hinein.

Sie hatten schon nach zehn Minuten das Ufer der Spree erreicht.

Niemand war ihnen begegnet.

Der Fluß lag still vor ihnen. Das träge Wasser der Spree rauscht nicht. Sein Plätschern verhallte in dem Regen.

Auch jenseits des Wassers war Alles still.

Die Finsterniß der Nacht ließ auch für das Auge nichts erkennen. Das Schloß und die Bäume des Parks mußten sich an dem andern Ufer erheben; an den dunklen Wolken zeichnete sich nichts ab.

Der Bediente hatte seine beiden Begleiter in gerader Linie zu einem Nachen geführt. Sie fanden ihn angebunden. Sie stiegen alle drei ein. Er war mit zwei Paar Rudern versehen. Der Diener löste ihn.

„Wir müssen warten, bis es elf schlägt“, sagte der Bediente.

Wenige Minuten später schlug eine Uhr jenseits des Flusses elf.

Es war die Thurmuhr des Köpeniker Schlosses.

„Jetzt", sagte der Bediente.

Er setzte sich an das eine Ruderpaar, Bernhard an das andere. Sie ruderten den Nachen in den Fluß hinein. Sie waren nach fünf Minuten an dem andern Ufer. In einer kleinen Bucht legten sie den Nachen an.

Der Bediente stieg an das Land, um sich zu überzeugen, ob sie an der rechten Stelle seien. Er kam zurück mit der Nachricht, daß es so sei.

„Setzen wir uns wieder an die Ruder", sagte er zu Bernhard. „Es werden drei kommen. In dem Moment, da der letzte im Fahrzeuge ist, müssen die Ruder wieder arbeiten. Sind wir in fünf Minuten herübergekommen, müssen wir in dreien zurück."

Dann warteten sie.

Es blieb dunkel und still rund um sie her. Kein Licht, kein Geräusch war auf dem Wasser, an den beiden Ufern, in weiterer Ferne.

Die Frau Mahler saß auf einer Bank in der Mitte des kleinen Kahns. Ihr Ohr mochte die Stille durchdringen, ihr Auge das Dunkel durchbohren wollen. Sie strengte die Sinne vergebens an. Das Schlagen ihres Herzens hörte sie vielleicht. Den Regen, der auf sie niederfiel, den der Wind auf dem Wasser ihr in das Gesicht trieb, fühlte sie nicht.

„Was wird er sagen, wenn er mich sieht, wenn er

mich erkennt? Mein Gott, mein Gott, wenn er zurückwollte, wenn er sich lieber in den Strom stürzte, als mir seine Freiheit verdanken zu müssen? Und wenn er mich nicht erkennen will? Wenn er sich dorthin setzte, von mir ab, am andern Ufer seinen Weg allein fortsetzte! — Warum ging ich mit? Warum ließ ich nicht den Bedienten mit Bernhard allein den Nachen besteigen? Er sollte ein bekanntes Gesicht sehen, ein Herz finden, das ihm gehörte."

Was war das? Eilige Schritte?

Eilige Schritte nahten dem Ufer.

Ein Kämpfen, ein Ringen, ein Rufen wurde laut.

„Lassen Sie mich, retten Sie sich", rief eine Stimme.

Die Frau sprang auf.

„Herr des Himmels, war das seine Stimme?"

Schüsse fielen.

„Rette Dich, rette Dich!" rief eine andere Stimme. „Laß mich, rette nur Dich."

„Ich sterbe mit Dir, Franz!"

„Das!" rief die Frau. „Das war er!"

Und er kam nicht näher. Und er war so nahe bei ihr. Er wollte den Freund nicht verlassen.

Todesangst ergriff sie.

Sie war aus dem Kahne gesprungen. Sie eilte zu den Beiden. Sie hatte die Hand ihres Gatten ergriffen.

Sie zog ihn mit sich fort. Er wollte ihr widerstreben. Er folgte ihr wie ein Betäubter.

Sie war mit ihm im Nachen.

Der Nachen schoß unter fast wilden Ruderschlägen der Mitte des Flusses zu.

„Gisbert, ich habe Franz Horst gemordet!“ rief Mahlberg.

Er hatte ihre Hand ergriffen.

„Der Freund steht in Gottes Hand!“ sagte tröstend die Frau.

Er stieß ihre Hand zurück, er taumelte von ihr.

Am Ufer erhob sich wildes Geschrei der Verfolgenden, wieder fielen Schüsse.

Mahlberg hörte sie nicht.

Auch die Frau nicht.

„Setzen Sie sich nieder, die Kugeln treffen Sie sonst!“ rief ihnen der Bediente zu.

„Setze Dich! Setze Dich!“ beschwor da die Frau den Gatten.

Er hörte sie nicht.

Neue Schüsse fielen am Ufer.

Die Frau sprang empor und stellte sich vor den Gatten.

Es wurde wieder geschossen.

„Setze Dich!“ wollte sie noch einmal rufen.

Die Stimme erstarb ihr.

Sie schwankte.

„Ah!“ rief sie.

Er fing sie auf.

Als er sie anfaßte, fühlte er ihr warmes Blut.

„Agathe, Agathe! Du stirbst!“

„Für Dich, mein Hermann!“

Ende des dritten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.